Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Eine Deutsche Bürgerfamilie.

Erster Band.

Eine

Deutsche Bürgerfamilie.

Nach einer Familienchronik

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Erster Band.

Jena,

Hermann Costenoble.

1867.

Inhaltsverzeichniß.

1.

Die Gründung einer Familienchronik. Kurze Nachrichten von den Schicksalen meiner Vorfahren. Mein Urgroßvater, Pastor an der St. Marienkirche in Rostock, gründet diese Chronik. Sein Sohn wird Rathsschreiber in Stralsund. Wie Waldstein, Herzog von Friedland, und das Kaiserliche Kriegsvolk an der Ostsee hausen. Leben meines Großvaters. Seltsame Schicksale seiner beiden Brüder, von denen der eine schwedischer Kriegsoberst, der andere Schiffscapitän wird. Mein Vater als Studiosus Theologiae und Grenadier des Königs Friedrich Wilhelm I. in Potsdam. Seine Verheirathung und Anstellung als Feldprediger in Halle an der Saale. Die Pfarrstelle in Wutzow.

Mit Gott

will ich diese meine Arbeit hier beginnen, welche hoffentlich noch manchen blühenden Geschlechtern unserer Familie ein getreues Zeugniß ablegen wird, was ihre Vorfahren in Leid wie Freude erlebten. Schon seit länger denn einem Jahrhundert ist es ein alter löblicher Brauch in unserer ganzen Verwandtschaft gewesen, daß stets

der Aelteste der gesammten Familie, der gewissermaßen als deren Haupt betrachtet wurde, eine genaue Chronica führte, nicht allein über das, was in seinem eigenen Leben ihm merkwürdig und der Aufzeichnung werth erschienen war, sondern auch über Alles, was er von besonderen Schicksalen aller nahen und fernen Verwandten in Erfahrung zu bringen vermochte. Nach jedem Jahresschluß haben alle Glieder unserer ganzen Sippschaft ein genaues Curriculum vitae an den Senior familiae einzusenden sich verpflichtet, und dieser hat dann das, was ihm einer weiteren Aufzeichnung werth erschien, daraus in das gemeinsame Geschlechtsbuch zu übertragen. Mein Urgroßvater väterlichen Geschlechts hat dies große Buch Anno Domini 1602, da er als Pastor primarius bei der Kirche St. Marien in der alten ansehnlichen Hansastadt Rostock installirt wurde, und sich eine Jungfrau aus einem dortigen berühmten Geschlecht zur Ehehälfte nahm, begonnen. Als er im Jahre 1625 selig in dem Herrn entschlafen ist, hat sein Sohn, der inzwischen Rathsschreiber bei dem hochlöblichen Rath in Stralsund geworden war, dies Familienbuch mit dorthin genommen und getreulich sein ganzes Leben fortgesetzt, bis er Anno 1680 als ein

hochbetagter Greis in Stettin des Todes verblichen ist. In den Aufzeichnungen, welche dieser würdige Mann mit sehr gewandter Feder und in einer angenehm zu lesenden Schreibweise eingetragen hatte, waren viele Erzählungen von den schweren Drangsalen und der großen Noth und Pein, die der sogenannte Dreißigjährige Krieg über alle die Landestheile an unserer deutschen Ostseeküste gebracht hat. Der damalige Kaiser von Deutschland, Ferdinandus, soll ein gewaltiger Eiferer für die römisch-katholische Confession gewesen sein, und hat den protestantischen Glauben in seinem eigenen Erblande Böhmen mit Feuer und Schwert ausrotten und die Leute mit Hunden in die Messe hetzen lassen. Ein Gleiches hatte er auch die Absicht gehabt, hier bei uns an der Ostsee durchzuführen, und zu diesem Zweck seine grausamen Kriegsvölker, die sich Kroaten und Walachen, Hispanier und Wallonen nannten, hergesandt, und die haben dann gewüthet und gehauset mit einer Mordgier und einer Raublust, wie es die Heiden und Türken auch nicht viel ärger gethan haben würden. Viele Dörfer und Städte sind in damaliger Zeit ganz von dem Erdboden vertilgt und die Felder gar nicht mehr bestellt worden, weil es

an Menschen dazu gefehlt hat. So weit ist der damalige Kaiser in Wien selbst in seinem Zorn gegen die lutherische Kirche gegangen, daß er die beiden rechtmäßigen Herzöge von Mecklenburg ohne Weiteres aus ihrem Lande verjagte und dann mit dem ganzen großen Herzogthum Mecklenburg als herrenloses Reichsland seinen gewaltigen Kriegsfürsten, den Albrecht Waldstein, den er vorher schon vom simplen böhmischen Edelmann zum Herzog von Friedland erhoben hatte, belehnte. Und dieser Friedland ist dann auch mit einer gewaltigen Armada und vielen schwer gewappneten Reitern und blanken Geschützen, wie man solche vorher in so großer Zahl und Güte noch niemals an den Küsten der Ostsee gesehen hatte, bis in unsere Gegend gekommen. Er hat auch die Stadt Stralsund, welches eine alte Hansastadt gewesen, mit Gewalt erobern und sich zu eigen machen wollen und zu diesem Zweck ihre langwierige Belagerung unternommen. Aber die Stralsunder Bürgerschaft hat den Muth nicht sinken lassen und, gestützt auf ihr Recht, die Selbstständigkeit der Stadt mit vieler Kraft vertheidigt. Zwar hat der grimmige Herzog öffentlich in seinem Heerlager den sündhaften Fluch gethan, daß er Stralsund erobern und die Stadt sich zu eigen

machen wolle, und wenn sie auch mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre; aber unsers Herrgotts Gnade und Barmherzigkeit und die Kraft der Stralsunder Bürgerschaft haben solch' hochmüthige Drohung ganz kläglich zu Schanden werden lassen. All' die gewaltigen Stürme des Friedländischen sind von den Stralsundern stets abgeschlagen worden, und nachdem er mehrere Tausend Mann seiner besten Kriegsvölker nutzlos dabei verloren hatte, mußte er die Belagerung gänzlich aufheben und mit Schande und Spott wieder abziehen. Seit jener Zeit ist Kriegsvolk des Kaisers von Oesterreich nie wieder in unserem Pommerland gewesen, was wir mit Recht als ein Glück betrachten und unsern Herrgott dafür danken können. Wie wir Norddeutschen sind, so passen wir nun einmal schlecht zu den Oesterreichern und Bayern und all' den Bewohnern der Ländern südwärts vom Main, die uns fast immer feindselig gegenübergestanden haben, und je weniger wir miteinander in Berührung kommen, desto besser ist es für uns Alle.

Mein Urgroßvater hat die ganze Belagerung von Stralsund, wo er damals als Rathsschreiber angestellt war und im Kriege auch ein Fähnlein der Bürgerschaft befehligte, in unserer Familien-

chronik sehr umständlich geschildert. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft daran, daß mein seliger Vater im Winter an den Sonntagsabenden das große Buch, das in Schweinsleder gebunden und mit silbernen Kanten beschlagen war, in unsere Wohnstube brachte und der ganzen Familie das eine oder andere Kapitel daraus mit sehr verständlicher Stimme vorlas. Dann waren auch wir ungezogenen Rangen, die sonst nach Jungenart gar kein Sitzfleisch hatten, so mäuschenstill, daß man fast die Spinne an der Wand hätte laufen hören können, und hielten selbst den Athem an, um ja kein Wort von dieser Beschreibung zu verlieren. Und die Zeit verging uns dabei so geschwind, daß wir gar nicht an Essen und Trinken dachten, obgleich wir sonst doch immer einen gewaltigen Appetit hatten, und uns wunderten, wenn die Glocke die achte Abendstunde schlug, und Dörthe die Biersuppe mit dem gesalzenen Häring, die im Winter das sonntägliche Abendbrot ausmachte, auf den Tisch setzte.

Was man aus dieser ewig denkwürdigen Belagerung von Stralsund so recht erkennen lernen konnte, war erstens, daß in unserem norddeutschen Bürgerstande eine große Kraft liegt, und

die Bürgerschaft einer auch nur mäßig großen Stadt, wenn sie nur eine gerechte Sache mit muthigem Gottvertrauen und innerer Eintracht verficht, selbst den Zorn eines so gewaltigen Kriegsfürsten, wie der Herzog Albrecht von Friedland gewesen ist, nicht zu scheuen braucht, und ferner auch, daß die Kaiser von Oesterreich stets, und schon in damaliger Zeit, die gefährlichsten Feinde von uns Norddeutschen gewesen sind.

Als mein Urgroßvater, dessen zweite Ehefrau aus Stettin gebürtig war, weshalb er später auch aus Stralsund dahin zog, im Jahre 1680 gestorben ist, hat mein Großvater die Chronik weiter fortgesetzt. Von seinem eigenen Leben hat er freilich nicht viel darin zu verzeichnen gehabt, denn dieses ist ruhig und still verlaufen. Er hatte, ebenso wie sein Großvater, die Theologie in Wittenberg studirt, und ist in jungen Jahren schon Pfarrer auf der Insel Usedom geworden und später dann in die Stadt Treptow an der Rega versetzt worden, wo er Anno 1720 sanft in dem Herrn entschlief. Wenn aber das Leben meines seligen Großvaters ruhig wie ein sanfter Strom dahingeflossen ist, so war von den Schicksalen seiner beiden Brüder

desto mehr in der Familienchronik zu verzeichnen. Der eine Bruder, Carl Friedrich, soll in seiner Jugend ein ungerathener Bursche gewesen sein, der für den Kaufmannsstand, wozu er bestimmt war, gar nicht paßte und seinen Eltern recht schweren Kummer bereitete. So ist er denn zuletzt auch aus der Lehre des Stettiner Handlungshauses, in welchem er untergebracht war, heimlich fortgelaufen und hat lange Jahre nichts mehr von sich hören lassen, so daß er schon in der Familienchronik als verschollen bezeichnet wurde. Er hatte sich aber in schwedische Kriegsdienste anwerben lassen und es durch Tapferkeit und Geschicklichkeit so weit gebracht, daß er nicht allein zum Officier ernannt, sondern auch bis zum Oberst eines Dragonerregiments befördert wurde. So als schwedischer Kriegsmann hat er den König Carl XI. auf allen seinen Kriegszügen in Polen und Rußland begleitet, und sich zwar viel Ruhm und Ehre, aber auch manche böse Wunden und Gebrechen geholt. Wohl an die dreißig Jahre ist er gar nicht nach Hause gekommen und hat auch niemals etwas von sich hören lassen, bis plötzlich und ganz unerwartet ein schwedischer Oberst in voller Uniform zu meinem Großvater in Treptow in die Stube

tritt und sich ihm als sein weggelaufener Bruder Carl Friedrich zu erkennen giebt. Da ist denn große Freude in der Familie gewesen, denn es gereichte doch Allen zur besondern Ehre, daß ein so berühmter Kriegsmann, der wegen seiner Verdienste von dem Könige von Schweden sogar in den schwedischen Freiherrnstand erhoben und mit einer goldenen Kette beschenkt war, zu unserer Verwandtschaft gehörte. Mein Großonkel hatte wegen seiner vielen Blessuren den Abschied mit einem jährlichen Gnadengehalt erhalten, und da er sich auch sonst auf seinen Kriegszügen ein ansehnlich Stück Geld verdient hatte, so kaufte er sich in Stettin ein Haus und lebte dort etliche Jahre in behäbigem Wohlstand. Noch in seinem Alter hat er sich aber verleiten lassen, ein junges, feines Fräulein aus einem pommerschen Adelsgeschlecht, die zwar schöne Augen im Kopfe, aber sonst weiter keine irdischen Glücksgüter besaß, zur Ehehälfte zu nehmen. Das war aber eine sehr thörichte That von ihm, denn eine junge hübsche Frau mit lebendigem Blute und ein alter Mann mit Wunden und Gebrechen, die passen nun einmal schlecht zu einander. Das ist eine Erfahrung, die sich stets bewährt hat und auch immer wieder von Neuem zeigen wird. So muß

denn auch meines Großoheims Gattin wohl Manches gethan haben, was sich für eine ehrbare Frau nicht sonderlich ziemt, und es soll bald nach der Hochzeit viel Zank und Hader in der Ehe gegeben haben. Endlich ist es denn so weit gekommen, daß mein Großoheim, der im Punkte der Ehre keinen Spaß verstanden hat, einen jungen Grafen aus einem vornehmen Geschlechte, welcher sich mit seiner Frau wohl etwas zu weit eingelassen haben mochte, auf Degen und Pistolen gefordert hat. Solcher Zweikampf ist zwar immer, nach Gottes Gebot, als eine Sünde zu betrachten, und an einem Raufbold und Händelsucher wird unser Herr Christus kein Wohlgefallen haben, aber wenn ein Ehemann einen andern Mann dabei ertappt, daß er mit seiner Gattin eine unerlaubte Liebschaft unterhält, so muß er ihm doch mit der Pistole oder dem Säbel scharf auf den Leib rücken, das gebietet seine Mannesehre.

In diesem Zweikampf mit dem Grafen hat aber mein Großoheim einen Schuß durch den Kopf bekommen, so daß er auf der Stelle umgesunken und des Todes verblichen ist. Auf dem Kirchhofe der St. Marienkirche in Stralsund liegt er begraben. Seine buhlerische Ehegattin, von

der all' dies Unheil gekommen sein soll, hat sich ihr schweres Unrecht aber so zu Gemüthe gezogen, daß sie in das Hildesheim'sche, wo eine Schwester von ihr wohnte, gereist, dort zu der katholischen Confession übergetreten ist und sich dann in das Kloster der grauen Schwestern daselbst zurückgezogen hat. Von ihrem weiteren Lebenswandel war in der Chronik nichts verzeichnet. Wolle ihr unser Herr Gott ihre Sünden gnädiglich verziehen haben, obgleich nach meinem schlichten Dafürhalten sie eben so aufrichtig ihre Reue hätte beweisen können, wenn sie in der protestantischen Confession geblieben wäre und, auch ohne in ein Kloster zu treten, für die Armen und Hülflosen dieser Welt mit allen ihren Kräften wirkte und sorgte.

Von dieses meines Großoheims Thaten und Schicksalen in seinen vielen Kriegszügen waren in der Familienchronik eine große Zahl von Blättern eng beschrieben. Auch hieraus las mein seliger Vater uns oft ganze Stunden lang vor, was sich denn sehr vergnüglich anhörte und uns Allen viel Freude und Belehrung gewährte. Ein Paar schöne silberne Rittersporen, ein Ringkragen und ein Paar gelblederne Stulphandschuhe, deren Stulpen bis an die Ellbogen reichten, wurden noch als schätzbare Andenken an ihn

von meinem Vater in einem Glaskasten sorgsam aufbewahrt. Bei dem großen Brande, der Anno 1738 das Haus und Gehöft meines Vaters verzehrte, wobei unsere alte Familienchronik auch mit in Flammen aufging, wurden diese Sachen ebenfalls vernichtet.

Ein anderer, jüngerer Bruder meines seligen Großoheims, mit dem Vornamen Joachim, ist ein Seemann geworden. Schon als junger Bursche ist er zu Schiff gekommen und hat lange und weite Seereisen, bis in die fernsten Meere, gemacht. Ueber dreißig Jahre lang hat er ein Stettiner Handelsschiff als ein getreuer und umsichtiger Schiffer geführt und seinem Schiffspatron, einem reichen Handelsherrn, dem die Brigg gehörte, viel Geld damit verdient. Besonders häufig in die Mittelländische See, nach Hispanien und der alten berühmten Handelsstadt Genua, ist mein Großoheim gefahren und hat gar oft sehr gefährliche Abenteuer und heftige Stürme zu bestehen gehabt, wie solche ein Seemann in seinem Berufe nur zu häufig ertragen muß. Auch seine Thaten und Schicksale füllten einen eigenen Band in der Familienchronik an, der uns ebenfalls stets ein großes Interesse einflößte. Namentlich erinnerlich ist mir daraus stets ein Gefecht geblieben,

was mein Großoheim mit einem algierischen Piraten, wie solche ja die Mittelländische See so sehr unsicher machen, zu bestehen hatte. Der algierische Seeräuber hat die Brigg meines Großoheims schon geentert gehabt und an die zwanzig wilde Türken und Mohren, alles Kerle, die ein furchtbares Ansehen gehabt haben sollen, sind mit einem lauten Mordgebrüll auf das Verdeck gesprungen. Was da an Passagieren auf dem Schiff gewesen ist, das hat sofort laut Zeter geschrieen und sich verkrochen gehabt; allein mein Großoheim ist ein resoluter Mann gewesen, dem das Herz auf dem richtigen Fleck gesessen. Das Glück hat gewollt, daß er etliche Tage vorher die Mannschaft einer mecklenburgischen Brigg, die Schiffbruch gelitten hatte, mit an seinen Bord genommen und dadurch mit seiner eigenen Bemannung an achtzehn tüchtige mecklenburgische und pommersche Matrosen auf dem Verdeck gehabt hat. Nun, damit kann doch ein herzhafter Schiffer schon etwas ausrichten, denn was ein echter und rechter Matrose von unserer deutschen Ostseeküste ist, der hat Knochen wie ein Pferd und Courage wie ein Löwe, fürchtet sich selbst vor dem Teufel nicht, und wo er hinschlägt, da wächst kein Gras wieder. So hat

denn mein Großoheim seiner Mannschaft zugerufen: „Jungens, wollt Ihr Zeitlebens bei diesen schwarzen Heiden in der elendesten Sclaverei zubringen, oder draufschlagen und lieber als ehrliche deutsche Matrosen sterben, als Euch feig ergeben?" Die Matrosen aber haben gerufen: „Man drupp to Schipper, leeber dodt, als in de Sclawerie!" Und nun haben sie Handspeichen und Aexte und andere schwere Dinger zur Hand genommen, und meinen Großoheim an der Spitze, sind sie mit solcher Wuth auf die Corsaren losgestürmt und haben so kräftig draufgeschlagen, daß die Feinde wieder auf ihr eigenes Schiff zurückgewichen, etliche von ihnen aber mit zerschmetterten Schädeln sogleich niedergestürzt sind. Und mein Großoheim, der die Geistesgegenwart keinen Augenblick verloren gehabt, hat jetzt sofort die Enterbrücke, welche der algierische Pirat von seiner Felucke auf die Brigg geworfen, gepackt und in das Meer gestürzt. So sind denn beide Fahrzeuge frei geworfen. Da aber der algierische Corsar etliche Kanonen und viel Schießgewehre an Bord gehabt, so ist die Gefahr doch noch immer sehr groß gewesen, wenn auch dieser erste Angriff glücklich abgeschlagen war; mein Großoheim, der dies eingesehen, hat auch sogleich

einen schnellen Entschluß gefaßt. Der Wind ist ihm günstig gewesen, und so hat er sein Fahrzeug schnell gewendet und wohl an die sechzig bis achtzig Schritte von dem Schiffe des Piraten abgebracht, dann aber sogleich wieder gedreht, so daß er mit seinem Schiffskiel gerade auf dessen Breitseite gerichtet stand. Und nun hat er seinem Steuermann zugerufen: „Chrischan, hol up, et hülpt uns nichts Anders, wie mötet een in Grund segeln." Und der Steuermann, der dies Manöver begriffen, hat nun fest mit dem Schiffskiel auf die Breitseite des Feindes gehalten. Die Brigg meines Großoheims ist von gutem pommer'schen Eichenholz und fest verzimmert gewesen und hat schon einen gehörigen Stoß aushalten können. So hat es denn einen so gewaltigen Krach gegeben, daß alle Mann an Bord, die sich nicht festgehalten haben, zu Boden gefallen sind, als die Brigg die Breitseite der Felucke getroffen und so tief eingedrückt hat, daß das Wasser eingedrungen und das ganze Fahrzeug sogleich mit Mann und Maus und Allem, was an seinem Bord war, bis auf den Grund des Meeres gesunken ist. Auch kein Mensch von all' den Piraten hat sich zu retten vermocht. So hat denn mein Großoheim durch Gottes gnädige

Barmherzigkeit, seine Umsicht und seiner Mannschaft Tapferkeit das ihm anvertraute Schiff glücklich vor der Raublust der algierischen Piraten geschützt, und alle Passagiere vor dem schrecklichen Schicksal, in die Sclaverei der Heiden zu kommen, bewahrt. Unter den Passagieren sind mehrere vornehme Leute aus Lissabon gewesen, und die haben dann später unter sich gesammelt, und Jeder von den pommerschen und mecklenburgischen Matrosen, die sich so herzhaft geschlagen, hat ein Ehrengeschenk von zehn spanischen Dublonen erhalten. Für meinen Großoheim haben sie eine goldene Denkmünze, wohl an hundert Dublonen schwer, prägen lassen, und der preußische Consul in Lissabon hat ihm solche dann feierlich überreicht. Auch der Rheder des Schiffs und die Assecuradeure, welche die Brigg versichert hatten, haben meinen Großoheim und seine Mannschaft mit ansehnlichen Geldgeschenken für die Rettung der Brigg belohnt.

Die ganze Erzählung stand umständlich in unserer Familienchronik verzeichnet, und auch eine getreue Abschrift der Danksagungsschreiben, die mein Großoheim deshalb empfangen, war dem beigefügt. Als Junge habe ich diese Erzählung öfters mit angehört, und es hat mir immer viel

Vergnügen gemacht, wenn mein seliger Vater sie uns vorlas, daher ich mir den ganzen Inhalt getreulich gemerkt habe.

Dieser mein Großoheim Joachim hat seine alten Tage in wohlverdienter Ruhe in Stettin verlebt und ist auch dort begraben worden. Er hat nur einen Sohn gehabt, und der ist als Seemann nach Holland ausgewandert, hat sich dort verheirathet und zuletzt als Schiffscapitän ein großes Orlogsschiff der holländischen Marine geführt. Wir sind mit diesem Zweige unserer Familie nach und nach ganz auseinander gekommen.

Mein seliger Vater war der älteste der Söhne meines Großvaters und ist 1697 in dem väterlichen Pfarrhause geboren worden. Ebenso wie sein Vater und andere Vorfahren hat er sich auch dem Studium der Theologie in Wittenberg gewidmet. Er war ein sehr stattlicher Mann von außergewöhnlicher Körperlänge, und diese seine Größe hätte ihn fast in's Verderben gestürzt. Als junger Student hatte er nämlich mit noch zwei anderen Commilitonen eine Lustreise zu Fuß unternommen, um sich den weltberühmten Garten in Wörlitz genauer zu besehen. Ich erinnere mich nicht mehr so recht, wie dies gekommen ist, aber das weiß ich, daß mein Vater das

Unglück hatte, in die Hände von preußischen Werbern zu fallen. Es ist bekannt, daß unser hochseliger König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., ein absonderliches Wohlgefallen an sehr großen Soldaten für sein Garderegiment fand, daß die preußischen Werber daher kein Mittel scheuten, und oft, wenn Geld und Güte nicht dazu ausreichten, sogar List und Gewalt anwandten, um junge Kerle, die eine besondere Körpergröße hatten, als Rekruten für das erste Garderegiment in Potsdam anzuwerben. Es kommt mir als getreuem Unterthan natürlich nicht zu, irgend eine Handlung meines königlichen Herrn mit ungebührlichem Tadel belegen zu wollen, allein es will doch mitunter meinem schlichten Verstande bedünken, als wenn durch diese königliche Passion für große Soldaten nur zu häufig Handlungen der Grausamkeit und Härte hervorgerufen sind, die sich nicht rechtfertigen lassen, und denen, die sie befahlen, gerade nicht zu Ruhm und Ehre gereichten. Nun, sie werden sich deswegen schon vor Gottes Richtstuhl, vor dem kein Ansehen der Person gilt und vor dem Bettler wie König sich einander gleich sind, zu verantworten haben.

Die Werber haben nun meines Vaters Stu=

dentenmatrikel, die ihm nach dem Gesetz vor der Anwerbung zum Soldaten schützten, entrissen und vernichtet, ihn sodann gebunden und gewaltsam nach Potsdam geschleppt. Zwar hat er auch dort wiederholt gegen seine Anwerbung protestirt und Gott und Menschen zum Zeugen angerufen, daß er ein Student der Theologie sei und deshalb nicht Soldat zu werden brauche, allein es hat ihm dies nichts geholfen. Man hat ihm anfänglich Hering und andere salzige Speisen gegeben und ihn dann in einer stark geheizten Wachstube sitzen lassen. Da hat er nun einen grausamen Durst bekommen und dringend um einen Trunk Wasser gebeten, um diesen zu stillen. Man hat ihm dies aber auf das Härteste verweigert und gesagt, er bekomme nicht eher Wasser oder irgend etwas Anderes zu trinken, als bis er aus freien Stücken erkläre, daß er Soldat werden und den Fahneneid schwören wolle. Fast einen ganzen Tag hat sich mein Vater dagegen gesträubt, allein zuletzt hat ihn der Durst doch zu sehr gepeinigt, so daß er gebeten, man solle ihm nur zu trinken geben, er wolle dann auch gern freiwillig Soldat werden und den Fahneneid leisten. Sowie dies nun geschehen und der Eid geschworen war, hat

mein Vater Bier und Wein zu trinken und Braten zu essen bekommen, und ist auf das beste behandelt worden. So hat er denn sein Studentenkleid ausziehen und die Uniform eines Soldaten des Garderegiments Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen anziehen müssen, und ist über diesen Wechsel, der ihm seine ganze Lebenshoffnung vernichtete, auf das tiefste betrübt gewesen. Er hatte sich aber fest vorgenommen, die große Ungerechtigkeit, welche man gegen ihn begangen, nicht geduldig zu ertragen, sondern, koste es was es wolle, bei dem Könige selbst um Gerechtigkeit zu flehen. Mehrere Monate sind aber inzwischen vergangen, und da der König von Potsdam abwesend war, so hat es meinem Vater nicht glücken wollen, ihm sein Anliegen vortragen zu können. Er hat inzwischen das Exercitium und den ganzen Dienst eines gemeinen Soldaten erlernen müssen, und es ist eine schwere Zeit der Entsagung für ihn gewesen.

Als aber Se. Majestät der König wieder nach Potsdam gekommen ist und sich, wie dies seine Gewohnheit gewesen, alle die inzwischen eingestellten Rekruten seines Garderegiments zur persönlichen Vorstellung hat vorführen lassen,

da hat mein Vater den Entschluß gefaßt, diese Gelegenheit zu benutzen, um dem Könige die grausame Ungerechtigkeit, die man gegen ihn begangen, vorzutragen und um seine Entlassung zu bitten. Als der König nun die Reihe der Rekruten entlang gegangen und bis zu ihm gekommen war, hat er wohlwollend mit dem Kopfe genickt und sich über die Größe meines Vaters, der über sechs Fuß maß, gefreut. Diesen Augenblick hat aber mein Vater benutzt, ist dicht an den König hinangetreten und hat mit fester Stimme gesprochen: „Majestät, ich bitte um Gnade und Gerechtigkeit! Ich bin ein Studiosus Theologiae aus Wittenberg, und als solcher vom Soldatendienst befreit; man hat mich aber mit Gewalt angeworben und mir meine Studentenmatrikel fortgenommen.“ Als mein Vater diese Worte gesprochen, ist der König vor Jähzorn ganz roth im Gesicht geworden, und hat seinen Krückstock aufgehoben, als wolle er den Sprecher damit über den Kopf schlagen. Mit zorniger Stimme hat er geschrieen: „Was Er sagt, ist eine ausgestunkene Lüge, und Er, Kerl, ein infamer Halunke. Wie kann Er beweisen, daß Er ein Student der Gottesgelahrtheit ist? So einen Grenadier, der über sechs Fuß Maß

hat, lasse ich nicht wieder fort." Mit ruhiger Fassung hat aber mein Vater dem erzürnten Könige gerade in das Gesicht geblickt und ihm geantwortet: „Ew. Majestät sind jetzt der Herr meines Körpers und können mich jeden Augenblick schlagen lassen, daß ich todt zusammensinke — aber der Herr meiner Seele sind Sie nicht, und haben nicht das Recht, mich einer Lüge zu beschuldigen, denn Lügen ist eine Sünde, und dieser habe ich mich noch niemals schuldig gemacht."

Alle umstehenden Officiere waren ganz erstaunt, daß ein gemeiner Soldat es wage, solche kühne Worte öffentlich zu seinem Monarchen zu sagen, und einer soll sogar ausgerufen haben: „Der Halunke muß sogleich in Eisen gelegt und als Arrestant abgeführt werden, und dann Spießruthen laufen, daß er am Leben verzagt."

Der König aber hat meinen Vater mit festem Blicke angesehen, den erhobenen Arm mit dem Stocke wieder sinken lassen und mit ungleich ruhigerer Stimme als vorher gesprochen: „Courage hat Er, das merke ich. In einer Stunde soll Er sich bei mir im Schlosse melden." Im Weggehen hat er dann zu dem Hauptmann der

Compagnie, bei welcher mein Vater stand, gesagt: „Dem Kerl geschicht nichts, hört Er?"

Nach einer Stunde ist dann mein Vater von einem Adjutanten in das Schloß geführt und bald bei Sr. Majestät dem Könige vorgelassen worden.

Derselbe hat eine lange, mit holländischem Tabak gestopfte Thonpfeife im Munde gehabt und ist eifrig, den Tabaksdampf in die Luft blasend, mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab gegangen. Plötzlich ist er dann vor meinem Vater stehen geblieben, hat ihn wieder mit einem langen Blick von oben bis unten gemustert und dann gesagt: „Also Er will ein Student der Gottesgelahrtheit sein! Hat Er Beweise?"

„Meine Matrikel hat man mir gewaltsam geraubt, und einen andern Beweis vermag ich Eurer Majestät im Augenblicke nicht zu liefern," antwortete mein Vater.

„Hör' Er, wenn Er Seine Sache gut studirt hat, so muß Er auch eine Predigt halten können. Kann Er das?" hat der König darauf erwiedert.

„Ich habe in meinem Leben zwar noch niemals gepredigt, aber ich glaube doch, daß ich durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit sogleich

eine Predigt zu halten im Stande bin," ist die Antwort meines Vaters gewesen.

„Nun, da laß Er 'mal hören, was Er gelernt hat, und halte Er mir auf der Stelle eine Predigt — aber ich rathe Ihm, mache Er Seine Sache gut, denn Sein Schicksal hängt davon ab. Kann Er nicht predigen, so sehe ich, daß Er mir nur eine Lüge vorgebracht hat, und Er muß dann nicht allein Soldat bleiben, sondern erhält auch Seine verdiente Strafe für Seine Frechheit, mir etwas vorgelogen zu haben," sprach nun der König.

Das war wohl eigentlich eine curiose Zumuthung des Königs an meinen Vater, der in seiner gemeinen Soldatenmontur vor ihm stand, ihm so gleich mir nichts dir nichts eine Predigt zu halten. Mein Vater, der aber wohl einsah, daß jetzt die Entscheidung seines ferneren Schicksals davon abhing, welchen Eindruck er auf den König mache, behielt seine volle Geistesgegenwart und sprach:

„Der Befehl Eurer Majestät soll auf der Stelle erfüllt werden, so ungewöhnlich solcher auch immerhin ist. — Darf ich Eure Majestät bitten, mir den Bibeltext anzugeben, über den ich eine Predigt halten soll."

Und der König gab ihm darauf den Text, welcher mit den Worten beginnt: „Gebet dem Könige, was des Königs ist," und sagte ihm, daß er darüber die Predigt halten solle.

Mein Vater ist darauf ruhig in eine Ecke gegangen, hat sein Seitengewehr dort abgelegt und die Grenadiermütze vom Kopfe genommen und gesagt, es zieme einem Prediger, der das Wort Gottes vortrüge, nicht, daß er dabei in Wehr und Waffen erschiene. Und zu dem Könige, der inzwischen fortwährend aus seiner Tabakspfeife geraucht, hat er gesprochen: „Bevor ich meine Predigt beginne, muß ich Eure Majestät ersuchen, die Tabakspfeife aus dem Munde zu nehmen, denn die Ehrfurcht, mit der auch selbst ein König den Worten eines Predigers zuhören soll, gestattet nicht, daß er inzwischen raucht."

Und der erstaunte König hat, ohne ein Wort darauf zu erwiedern, seine Thonpfeife aus dem Munde genommen und in der Hand behalten.

Darauf nun hat mein seliger Vater seine Predigt begonnen, und mit einem solchen Eifer gesprochen und so warm dem Könige an das Herz gelegt, welche Pflichten zwar seine Unterthanen gegen ihn als ihren Monarchen zu er=

füllen hätten, welche er aber auch wieder gegen sie erfüllen müsse, daß demselben die Pfeife aus der Hand gefallen und zerbrochen ist. Fast eine ganze Stunde hat mein Vater gepredigt, und es später selbst in unserer Familienchronik verzeichnet, daß er glaube, in seinem ganzen Leben niemals wieder eine Predigt gehalten zu haben, die so aus seinem Innern gekommen sei und auch einen solchen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht habe, als die, welche er am 14. August 1718 in der Montirung eines gemeinen Grenadier vor Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm I. in dessen Zimmer im königlichen Schlosse zu Potsdam vorgetragen.

Als mein Vater dann seine Predigt geendigt, hat der König mehrmals leise aufgeseufzt und ist schweigend mit langen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen. Endlich ist er vor meinem Vater, welcher inzwischen seine Grenadiermütze wieder auf den Kopf gesetzt und das Seitengewehr umgehängt hatte, stehen geblieben und hat diesem gesagt: „Er hat mir aber gehörig warm gemacht und ordentlich die Leviten gelesen. Ja, daß Er Seine Sache gut gelernt und sich in der Gottesgelahrtheit tüchtig umgesehen hat, weiß ich jetzt, und so soll Er denn

auch nicht länger ein Grenadier bleiben. Da ich Ihn aber wegen Seiner stattlichen Statur ungern missen möchte, so will ich Ihm folgenden Vorschlag machen, den Er sich bis morgen überlegen und mir dann Antwort bringen kann. Er soll noch vorläufig fünf bis sechs Jahre bei dem Regimente bleiben, aber weiter gar keinen Dienst thun, sondern blos bei den Wachtparaden und großen Musterungen mit marschiren, so daß er Zeit genug für sich behält, um in Seinen Büchern fleißig zu studiren und sich hier in Potsdam mit den Pastoren über geistliche Dinge zu unterhalten. Dazu will ich Ihm denn auch monatlich eine Zulage von zehn Thalern geben, und Er soll die Erlaubniß haben, für sich allein wohnen zu dürfen. Hat Er so an fünf bis sechs Jahre zu meiner Zufriedenheit gedient, so will ich Ihm das Versprechen geben, daß Er eine Feldpredigerstelle bei einem Regimente oder eine Dorfpfarrstelle erhalten soll. Er muß dann aber auch heirathen und darf sich nur eine große Frau nehmen, damit Seine große Race nicht ausstirbt. So, nun gehe Er, und da hat Er einen Thaler, damit Er sich für die heutige Anstrengung einen vergnügten Abend machen kann."

Und damit hat Se. Majestät der König

Friedrich Wilhelm I., der bei all' seiner äußeren Rauhheit und Härte doch ein braver und gottesfürchtiger Mann war, meinen Vater gnädig entlassen.

Wer war froher als mein Vater, daß die Sache so gut abgelaufen und er nun seiner Dienstzeit als gemeiner Soldat enthoben sei. Zwar wäre er eigentlich wohl lieber nach Wittenberg zurückgekehrt, allein bei sorgfältigem Nachdenken schien es ihm doch das Vortheilhafteste zu sein, das gnädige Anerbieten des Königs anzunehmen. Eigenes Vermögen besaß er nicht und konnte sich als Student mit Stipendien und Privatstundengeben nur kümmerlich ernähren; da war denn die königliche Zulage von monatlich zehn baaren Thalern eine sehr große Hülfe für ihn, und dazu das Versprechen, daß er nach einigen Jahren die sichere Aussicht haben solle, eine gute Brotstelle zu bekommen! So hat er sich denn am andern Morgen schon in der Frühe wieder bei Sr. Majestät dem Könige melden lassen, wie dieser es ihm befohlen hatte, und gesagt, daß er das königliche Anerbieten dankbar annehmen wolle. Der König ist in ersichtlich guter Laune darüber gewesen, hat meinem Vater auf die Schulter geklopft und gesagt: „Das ist recht von

Ihm, daß Er Soldat bei meinem Garderegiment bleiben will, und Er soll dies auch nicht zu bereuen haben."

Darauf hat der König den Hauptmann von Glasenapp, bei dessen Compagnie mein Vater stand, kommen lassen und ihm befohlen, diesen gut und anständig zu behandeln, ihn nicht mit Stockschlägen und anderen harten Strafen zu züchtigen, sondern es unmittelbar gleich ihm, dem Könige, zu rapportiren, wenn mein Vater sich etwa eines Vergehens schuldig gemacht habe. Auch hat mein Vater alle Mittage nur eine Stunde zur Parade, und sonst wenn große Revuen waren, mit ausrücken müssen und dazu aus der königlichen Cabinetskasse außer seiner Löhnung allmonatlich eine Zulage von zehn Thalern richtig empfangen.

Er hat sich nun bei der Wittwe eines Predigers, die in Potsdam wohnte, in Wohnung und Kost gegeben und ein fleißiges und zuträgliches Leben geführt. Auch den Umgang der Herren Pastoren und anderer gelehrter Leute in Potsdam, von denen er nützliche Kenntnisse in der Theologia hat erwerben können, suchte mein Vater möglichst zu frequentiren. Anfänglich haben diese zwar es unter ihrer Würde gehalten, mit einem

gemeinen Grenadier in seiner Montirung über die Straße zu gehen, aber nach und nach sich auch daran gewöhnt und meinen Vater mit vieler Güte in seinen Studien unterstützt, ihm Bücher geliehen und auch sonst viele Gefälligkeiten erwiesen. Außer alltäglich eine Stunde bei der Parade und wenn sonst Musterung war, hat er keinen weiteren Dienst in der Compagnie gethan, und somit genug freie Zeit zum Studiren gehabt. Se. Majestät der König hat ihm aber stets sein besonderes Wohlwollen bewahrt und wiederholt ihm gnädig zugenickt und ein paar freundliche Worte mit ihm gesprochen.

Fast acht Jahre ist mein Vater nun Soldat in dem königlichen Garderegiment und Studiosus theologiae zugleich gewesen, und der König hat gethan, als ob er sich seines Versprechens, ihm eine Pfarrstelle zu geben, nicht mehr erinnere. Mein Vater hat sich inzwischen mit der Jungfrau Susanna Tiedemann, eheleiblichen Tochter des verstorbenen Küsters der Garnisonkirche in Potsdam, verlobt gehabt, und da diese Verlobung nun schon über zwei Jahre gedauert, so hat er dringend gewünscht, daß er bald eine sichere Brotstelle erhalte, um mit seiner Braut, meiner nach-

herigen Mutter, in den heiligen Stand der Ehe treten zu können.

Zwar soll meine Mutter als Jungfrau ein hübsches, ansehnliches Mädchen, wohlgewachsen und von regelmäßigen Gesichtszügen, dabei aber gerade nicht von besonderer Körpergröße gewesen sein. So ist meinem Vater denn mitunter das Bedenken aufgestiegen, ob auch wohl der König mit der Wahl einer solchen Braut einverstanden sein werde, da er ihm ja früher gesagt, er dürfe nur eine besonders große Person heirathen, um eine große Nachkommenschaft zu erzielen. Da er aber die Sache bald zu Ende bringen wollte, so faßte er sich ein Herz, und als der König ihn einst, wie es seine Gewohnheit war, in gnädigem Tone frug: „Wie geht es Ihm?" antwortete er unverzagt: „Schlecht, zu Eurer königlichen Majestät Befehl!"

Da ist denn der König gewaltig zornig aufgefahren und hat gesagt: Was, eine so unverschämte Antwort wagt Er mir zu geben? Er ist ja ein undankbarer Halunke, daß Er mir die vielen Wohlthaten, die ich Ihm erzeigt habe, auf solche Weise vergilt."

Mein Vater hat jedoch ruhig geantwortet: „Halten Eure Majestät zu Gnaden, ein undank-

barer Halunke bin ich nicht, und die großen Wohlthaten, die Eure Majestät mir huldreichst zu erweisen geruht haben, werde ich stets dankbar in meinem Gedächtniß bewahren. — Aber ich möchte mich doch jetzt gern verändern."

„Was? Hat Er es denn noch nicht gut genug? Mir däucht, Er könnte doch damit zufrieden sein — führt ein wahres Faulenzerleben, hat nichts zu thun und bekommt doch sein sicheres Geld," hat der König geschrieen.

„Ja, Majestät, darüber klage ich auch nicht, allein ich möchte in meinem Stande als Studiosus theologiae doch bald eine Beschäftigung finden; auch habe ich mir eine Braut angeschafft und wünsche in den Stand der Ehe zu treten, und so wollte ich Eure Majestät unterthänigst gebeten haben, sich Allerhöchstihres Versprechens zu erinnern, daß ich eine Pfarrstelle erhalten soll."

„Ho, ho! Eilt's Ihm so sehr, die Soldatenmontur mit dem schwarzen Rock zu vertauschen? Es däucht mir, Er wäre noch zu jung, um zu freien, und könnte noch ein paar Jahre damit warten," erwiederte der König.

„Majestät, „jung gefreit, hat noch Niemand

gereut," heißt der alte Spruch," erwiederte unverzagt mein Vater.

„Na, ich sehe, das Maulwerk hat Er noch auf der rechten Stelle," soll der König gesagt und darauf gefragt haben: „Wie heißt denn Seine Braut? Ich hoffe, daß sie eine große Person ist, denn daß Er ein kleines Kropzeug heirathet, gebe ich niemals zu. Er ist groß, und Seine Frau muß daher auch groß sein, daß es eine gehörig große Nachkommenschaft giebt."

„Meine Braut ist die Jungfrau Susanne Tiedemann, eheleibliche Tochter des verstorbenen Küsters Tiedemann von der Garnisonkirche," antwortete mein Vater.

„Na höre Er, morgen um elf Uhr kann Er mir Seine Braut vorführen, da will ich sie mir dann ansehen und die Sache in Ueberlegung ziehen." Mit diesen Worten entfernte sich der König.

Mein Vater hinterbrachte nun seiner Braut den Befehl des Königs, daß Beide am andern Morgen vor Sr. Majestät erscheinen sollten. Zwar hat später meine Mutter öfter erzählt, daß dies der schwerste Gang gewesen sei, den sie in ihrem Leben jemals unternommen, doch war sie eine resolute Frau, und so faßte sie denn

ein Herz, zog ihren besten Sonntagsstaat an und wanderte am andern Morgen in Begleitung ihres Bräutigams zur bestimmten Stunde in das königliche Schloß.

Als sie der König näher betrachtet hatte, soll er ausgerufen haben: „Ein schmuckes Frauenzimmer ist Sie zwar, aber für meinen langen Grenadier hier doch zu klein. Es geht nicht, ich kann die Erlaubniß zu Ihrer Verheirathung mit ihm nicht geben; der muß eine Frau haben, die mindestens sechs Zoll größer ist als Sie, sonst giebt es keine große Nachkommenschaft."

Meine selige Mutter hat aber zum Glück ihre Geistesgegenwart in diesem Augenblick nicht verloren, sondern dem Könige unverzagt erwiedert: „Der Wille Gottes, der Eurer Majestät die Krone auf's Haupt gesetzt, hat mich nun einmal nicht länger wachsen lassen. Es sind auch nicht immer die höchsten Fruchtbäume, welche die besten Früchte tragen, und wenn Gott der Herr mir in meiner christlichen Ehe gesunde Kinder geben sollte, so hoffe ich sie zu getreuen und braven Unterthanen Eurer Majestät zu erziehen, wenn sie auch nicht alle sechs Fuß Größe haben sollten."

Diese resolute Antwort hat nun dem Könige

Friedrich Wilhelm I. sehr gefallen. Er hat meiner Mutter ganz freundlich auf die Schulter geklopft und lachend gesagt: „Na, ich sehe schon, mit dem Maulwerk ist Sie ebenso bei der Hand als Ihr Bräutigam, und wenn Sie auch sonst in der Größe nicht recht zu ihm paßt, so kann Sie es doch im fixen Sprechen mit ihm aufnehmen, und so muß ich denn wohl für eine Pfarrstelle für ihn sorgen und Euch den Heirathsconsens ertheilen." Damit hat er sie entlassen; wer war glücklicher als die Beiden, als sie aus dem königlichen Schlosse fortgingen.

Und diesmal hat der König getreulich sein Versprechen gehalten. Einige Wochen später ist die Stelle des Regimentspredigers in dem Regimente Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, welches in Halle in Garnison lag, offen geworden, und der König hat solche sogleich meinem Vater verliehen. Im Herbst des Jahres 1726 ist er dann auch mit seiner Braut Susanne Tiedemann in der Garnisonkirche zu Potsdam getraut worden. Es soll eine sehr vergnügte Hochzeit gewesen sein, da der König befohlen hatte, daß solche auf seine Kosten ausgerichtet und nichts gespart werde, was zu einer ordentlichen bürgerlichen Hochzeit mittleren Standes gehöre. Der

Hauptmann, der die Compagnie, bei der mein Vater gestanden hat, commandirte, ein Herr von Itzenplitz, hat ihm die Ehre angethan, sein Brautführer zu sein, und auch noch mehrere Herren Officiere haben sich unter den Hochzeitsgästen befunden.

Und als sie bei dem Hochzeitsmahl gesessen, da ist plötzlich Se. Majestät der König in allerhöchsteigener Person in dem Saal erschienen, über welche absonderliche Ehre Alle so sehr erstaunt gewesen sind, daß sie kaum gewußt, was sie thun sollten. Der König aber ist zu meiner Mutter herangegangen und hat ihr gesagt: „Frauchen, ich sollte Ihr eigentlich zürnen, daß Sie mir einen meiner längsten Grenadiere aus dem Regimente entführt hat, allein mag es darum sein. Und höre Sie, bei dem ersten Jungen, den Sie kriegt, kann Sie mich immerhin als Pathen bitten, ich werde es Ihr nicht abschlagen.“ Und auch sonst ist der König sehr gnädig und herablassend gegen alle Gäste gewesen und hat es nicht verschmäht, ein Glas Rheinwein auf die Gesundheit des Brautpaares zu leeren.

So sind denn meine Eltern im Herbst 1726 nach der berühmten Stadt Halle an der Saale gezogen, und im August nächsten Jahres ist mein ältester Bruder dort zur Welt gekommen. Meine Mutter hat sich des gnädigen Versprechens des

Königs erinnert, und so hat mein Vater an ihn schreiben und ihn zum Gevatter bitten müssen. Der König hat die Pathenstelle auch angenommen und der Regiments-Adjutant seine Stelle bei der Taufe vertreten, so daß mein Bruder nach dem Könige von Preußen den Namen Friedrich Wilhelm erhielt. Als Pathengeschenk hat der König fünfzig blanke Thaler gegeben und befohlen, daß diese in einen Spartopf für meinen Bruder gethan werden sollen, was denn auch geschehen ist.

Zwei Jahre später, gerade am heiligen Neujahrstage 1729, bin ich dann in Halle an der Saale zur Welt gekommen und habe in der heiligen Taufe den Namen Carl erhalten. Außerdem hat später meine Mutter noch ein Mädchen, die Christina, und einen Jungen, der Theodor getauft wurde, geboren, so daß die Ehe meines Vaters gerade mit vier Kindern gesegnet war. Wir sind alle vier gesund und kräftig zur Welt gekommen und auch eben so aufgewachsen, und haben alle durch des Herrn große Gnade ein hohes Alter erreicht.

Warum mein Vater eigentlich nicht länger als Regimentsprediger in Halle geblieben ist, habe ich niemals so recht in Erfahrung gebracht. So gern er auch sonst von seinen Lebensschicksalen

erzählte und Alles, was ihm der Aufzeichnung werth dünkte, getreulich in der Familienchronik verzeichnet hat, so bewahrte er hierüber doch stets ein unbedingtes Stillschweigen. Auch die Mutter sprach niemals davon. Wie ich später erfuhr, hat mein Vater einmal einen heftigen Streit mit dem Fürsten Leopold von Dessau, dem Inhaber des Regiments, gehabt, so daß dieser sogar die Hand gegen ihn erhoben und einen Hieb mit dem Stocke gegeben haben soll. Mein Vater, der bei seiner Größe ein riesenstarker Mann war, soll nun dem zornigen Fürsten den Stock aus der Hand gerissen, solchen zerbrochen und ihm mit den Worten: „Wenn Eure Durchlaucht kein General meines königlichen Herrn wären, so würde ich Sie jetzt züchtigen, wie Sie es verdienen," vor die Füße geworfen haben. Der Fürst Leopold von Dessau soll da vor Zorn außer sich gewesen sein, den Degen gezogen haben und mit den Worten: „Verdammter Hund, Du mußt sterben!" auf meinen Vater losgestürmt sein. Der hat aber die Klinge des Degens gepackt, wobei er sich jedoch in der rechten Hand verwundete, solchen dem Fürsten ebenfalls entrissen, dann entzweigebrochen und ihm die Stücke vor die Füße geworfen, worauf er ruhig nach Hause gegangen ist.

Die Sache soll nun zwar vertuscht worden sein; da es aber doch nicht gut anging, daß der Vater noch fernerhin als Feldprediger bei des Fürsten Regiment blieb, so habe er durch die Vermittelung eines hohen Gönners die einträgliche Pfarrstelle in dem Dorfe Wutzow, nicht weit von der bekannten Seestadt und Festung Colberg an der Ostsee, erhalten. — So wenigstens ward mir später von einem Bekannten, der zu jener Zeit sich in Halle aufgehalten hat, der Grund, weshalb mein Vater diese Stadt verlassen habe, erzählt. Ich will gern glauben, daß sich Alles in der Art zugetragen hat. Der Fürst Leopoldus von Dessau war zwar ein sehr berühmter Kriegsheld und Heerführer, der die preußischen Truppen mehr als einmal zu Ruhm und Sieg geführt hat, und dem mein Vaterland Preußen sehr Vieles verdankt, zugleich aber ein äußerst roher und grausamer Mann, der in seinem wilden Jähzorn Vieles verübt hat, was vor Gott und Menschen niemals zu entschuldigen sein wird. Es sind nur zu viele verbürgt Geschichten von ihm bekannt, wie gewaltthätig er es oft getrieben, wie er der Menschen Wohl und Wehe für nichtig erachtet und durch seine Härte über gar viele Familien Unglück und Verderben gebracht hat. Nannten

seine Soldaten ihn doch nur den alten „Schwerenöther,“ und wenn sie seine Tapferkeit und Kriegserfahrung auch sehr ehrten, so ward er doch sonst seiner Härte wegen auf das bitterste gehaßt. Wiederholt haben Soldaten seines eigenen Regiments aus Verzweiflung und Rache auf ihn geschossen, allein das Glück hat gewollt, daß er niemals getroffen wurde, ebenso wie er auch auf allen seinen Kriegszügen keine Wunde erhalten, obgleich er stets im heftigsten Feuer gestanden hat. So ist denn im Heere unter den Soldaten allgemein die abergläubische Meinung verbreitet gewesen, daß der alte Fürst Leopold seine Seele dem Teufel verschrieben habe, und deswegen hieb- und kugelfest sei und nur mit einer silbernen Kugel erschossen oder mit einem Knüppel, dessen Holz aus einem Galgenpfosten geschnitten sei, erschlagen werden könne. Auch waren über diesen bekannten General eine Menge Geschichten unter dem Volke und besonders unter den Soldaten im Umlauf. Mein Vater hat aber niemals ein Wort über ihn gesprochen.

So kam es denn, daß mein Vater im Jahre 1732 aus der ansehnlichen Stadt Halle fort nach dem Kirchdorfe Wutzow zog und seine Familie ihn dahin begleitete. Von dieser Reise, wie auch

von dem früheren Aufenthalt in Halle, habe ich mir nichts merken können, und meine frühesten Kindererinnerungen beginnen daher in dem Dorfe Wutzow. Wir bewohnten daselbst ein geräumiges Pfarrhaus, welches zwar nur ein Strohdach hatte, aber sonst groß genug war, so daß wir Kinder uns gehörig darin umhertummeln konnten. Auch in dem daran stoßenden Garten und auf dem Hofe fanden wir weite Spielplätze.

Wir führten ein zwar einfaches, aber sehr zufriedenes Leben im elterlichem Hause; der Vater, der eine große Freude am Studiren hatte, besaß bedeutende Kenntnisse und ließ es sich nicht nehmen, den Schulunterricht uns Kindern selbst zu ertheilen. Mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm hatte ganz die Größe des Vaters und war ein so großer starker Junge, daß sein hoher Pathe, Seine Majestät der König, selbst seine Freude an ihm gehabt haben würde, wenn er ihn gesehen. Von Stillsitzen und vielem Lernen war er kein Freund, sondern er mochte lieber in Wind und Wetter umherlaufen, auf den Pferden reiten, in den Bäumen umherklettern oder mit den Dorfjungen Soldaten spielen. Zwar bekam er vom Vater gehörige Schläge,

wenn er seine Aufgabe nicht gelernt hatte, und der Bambus tanzte fleißig auf seinem Rücken herum, allein es half nichts, Sitzfleisch war ihm nun einmal nicht beizubringen, und obgleich er einen guten Kopf besaß, lernte er doch nicht viel. Er behauptete stets, er wolle ein Soldat werden, und daß ein solcher nicht viel zu lernen brauche, sei bekannt. Ich selbst war in meiner Jugend ein schwächlicher Knabe von so zarter Statur, daß Niemand geglaubt hätte, daß ich der Sohn eines so großen Vaters sei. Wenn mein Bruder Friedrich Wilhelm sich draußen umhertrieb und mit den wildesten Jungen durch die Wälder strich, so saß ich lieber zu Hause hinter den Büchern und kannte gar kein größeres Vergnügen als das Lesen, besonders von Werken, welche über die Historie handelten. Mein größter Wunsch war, ein Gelehrter zu werden, und wenn ich von einem bekannten Professor hörte, so beneidete ich ihn stets und wünschte mir auch einmal einen berühmten Namen in litteris zu erwerben. Daß ich studiren solle, war daher eine ziemlich ausgemachte Sache, und der Vater hegte die Absicht, mich auf dem Pädagogium in Halle, unter dessen Lehrern er noch gute Freunde besaß, unterzubringen, um mich dann

Theologie studiren zu lassen. Mein jüngster Bruder, Theodor, hielt ungefähr die Mitte zwischen Friedrich Wilhelm und mir. Er mochte zwar auch gern im Freien sein, aber weniger um dort herumzutoben, als um zu zeichnen. Besonders im Zeichnen von Thieren besaß er eine große Fertigkeit, und obgleich er eigentlich niemals ordentlichen Unterricht in dieser Kunst erhalten hatte, so konnte er alle unsere Pferde und Kühe so genau abmalen, daß Jeder das einzelne Thier wieder zu erkennen vermochte. Auch sonst hatte mein Bruder Theodor viel natürliches Geschick und einen aufgeweckten Kopf, war aber dabei von ziemlich leichtsinniger und veränderungslustiger Gemüthsart, so daß seine Erziehung den Eltern viele Sorge machte und der Vater ihn oft hart strafen mußte. Er behauptete immer, er wolle ein Maler oder sonst ein Künstler werden; allein mein Vater sagte, alle solche Künstler führten stets ein Tagediebleben, und mit aller Künstlerschaft könne man sich keine sichere Brotstelle erwerben, daher er sich diese abenteuerlichen Gedanken aus dem Kopfe schlagen müsse. Er solle entweder Kaufmann werden oder ein Handwerk lernen, wenn er nun einmal zum Studiren nicht genug Fleiß besitze.

Meine Schwester Christina war ein sehr zierliches und anmuthiges Mädchen, von feiner Gestalt und schönen Gesichtszügen, welche in vieler Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner Mutter besaß. Sie trug den Kopf eigentlich etwas zu hoch, wie es sich für die Tochter eines schlichten Landpfarrers, der weiter kein Vermögen besaß, nicht paßte, und mochte sich nicht gern mit den häuslichen Arbeiten abgeben, so streng die Mutter sie auch dazu anhielt. Wir nannten sie deshalb aus Spaß die Prinzessin, ohne damals zu ahnen, daß sie solches in der That später noch einmal werden sollte. So wunderbar sind die Schicksale der Menschen!

2.

Unser Leben auf dem Pfarrhofe zu Wutzow. Die Thronbesteigung des Königs Friedrich des Großen. Allgemeine Freude über den Gewinn der Schlacht bei Mollwitz in unserem Dorfe. Mein Vater veranstaltet eine große Friedens- und Siegesfeier. Furchtbare Hungersnoth in den Jahren 1743—44 in Pommern. Die Maßregeln meines Vaters dagegen. Friedrich der Große befiehlt den Anbau der Kartoffeln im Lande. Komische Mißverständnisse der Bauern, die sich gar nicht darein finden können. Feuersbrunst auf dem Pfarrhofe. Tod meines Vaters.

Was ich nun bisher über die bekannten Schicksale der einzelnen Vorfahren meiner Familie hier niedergeschrieben habe, erfuhr ich aus deren Aufzeichnungen in unserer alten, großen Familienchronik. Wie ich schon anführte, las der Vater uns an Sonntagabenden in den Wintermonaten das eine oder andere Kapitel daraus vor, und dies war für uns Alle ein besonderes Vergnügen. Mein Bruder Friedrich Wilhelm

wollte nur fortwährend von Krieg und Kriegsabenteuern hören. Wenn mein Vater die Kapitel las, in denen mein Urgroßvater, der Rathsschreiber zu Stralsund, die Belagerung dieser Stadt schilderte und wie das kaiserliche Kriegsvolk damals in Pommern arg gehaust habe, dann meinte er: da hätte er wohl dabei sein mögen, die gehörig zu klopfen, wie es die Stralsunder gethan hätten, und es sei eine Schande gewesen, daß man diese Oesterreicher und Bayern bis in unsere Gegenden an der Ostsee hinaufgelassen habe, da sie doch nichts bei uns zu suchen hätten. Auch von den Thaten meines Großoheims, des schwedischen Kriegsobersten, hörte er sehr gern und rief öfters dabei aus: „Ist es nicht Schade, Vater, daß so ein tapferer Mann, wie der Großoheim war, in fremde Kriegsdienste getreten ist, und nicht Seiner Majestät dem Könige von Preußen gedient hat? Wenn ich ein Soldat wäre, so möchte ich nur dem Könige von Preußen dienen.“ Wenn mein Vater ihm dann sagte, daß bei uns in Preußen die Officiere meist nur aus dem Stande der Edelleute genommen würden, und es für einen Bürgerssohn äußerst schwer halte, Officier zu werden, und er schon ganz besonders ausgezeichnete Thaten verrichtet haben

müsse, um sich diese Auszeichnung zu erwerben, dann meinte Friedrich Wilhelm immer: „Desto besser ist es, Vater, wenn ein Bürgerssohn es wirklich zum Officier bringt, er muß dann doch schon etwas Besonderes geleistet haben und kann doppelt stolz auf seinen Stand sein, und Jeder wird sagen: Das muß ein vorzüglich guter Soldat sein, daß er es, trotzdem er nur von gewöhnlicher bürgerlicher Herkunft ist, dennoch zum Officier gebracht hat, während man bei einem Adeligen gar nicht wissen kann, ob er diese Charge seinem eigenen Verdienste, oder blos seiner vornehmen Herkunft verdankt. Wenn ich einst Soldat werde, so will ich es schon zum Officier bringen, oder den Tod finden.“ So sprach häufig mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm, und mein Vater, obgleich er dann gewöhnlich antwortete: „Dummes Zeug, Bengel, setze Dir nicht solche Narrheiten in den Kopf, daß Du einmal Officier werden willst, sondern lerne gehörig Dein Theil und ergreife dann ein schlichtes bürgerliches Gewerbe,“ freute sich im Geheimen doch, daß er so einen kräftigen, muthigen Sohn hatte. Obgleich mein seliger Vater jetzt ein sehr eifriger Pastor war und mit großer Liebe und Treue sein ehrenvolles Amt versah, so war doch

ein gutes Theil von Soldatenblut in ihm, und er wäre sicherlich ein tüchtiger Kriegsmann geworden, wenn es Gottes Wille gewesen, daß er eine Gelegenheit gehabt hätte, an Feldzügen theilnehmen zu können.

So war denn Friedrich Wilhelm, obgleich er ihm häufig den Rücken durchbläute, eigentlich doch sein besonderer Liebling. Mein Bruder Theodor, obwohl er noch ein kleiner Junge war, saß immerfort, wenn der Vater uns etwas aus der Familienchronik vorlas, mit dem Bleistift in der Hand und zeichnete die Thaten, deren Beschreibung vorgelesen wurde. Er mochte besonders gern die Schilderung von den Abenteuern unseres Großoheims des Schiffers hören, und zeichnete dann allerlei Scenen aus den fernen Ländern, in denen dieser gewesen war. Er hatte sich ein Bilderbuch, in dem viele Abbildungen von Löwen und Tigern und fremden Gegenden standen, verschafft, und daraus stellte er dann allerlei wunderliche Skizzen von Löwen oder Elephantenjagden und ähnlichen Dingen zusammen, worüber mein Vater, der eigentlich diese ganze Zeichnerei nicht sonderlich gern leiden mochte, wohl einen Augenblick lachte, sie dann aber immer mit den Worten: „Dummes Zeug, Junge, lerne lieber etwas Ordent-

liches, als daß Du solche abenteuerliche Bilder hinschmierst," ihm wieder fortnahm und in den Ofen steckte; dann machte mein Bruder wohl ein verdutztes Gesicht, allein es half weiter nichts. Wenn er nur einen Papierbogen und eine Bleifeder, oder auch nur die Schiefertafel mit dem Schieferstifte zur Hand bekam, fing er seine Zeichnerei bald vom Neuem an. Es saß der Trieb zum Zeichnen nun einmal auf eine so wunderbare Weise in ihm, daß er gar nicht auszurotten war. Schade, daß Theodor in seiner Jugend niemals einen gehörigen Zeichnenunterricht erhalten hat, er wäre sonst gewiß ein vorzüglicher Maler geworden.

Meiner Schwester Christina langweilte eigentlich diese Vorleserei meines Vaters, und wenn sie nur gedurft hätte, wäre sie gewiß gern davon fortgeblieben. Nur wenn die Beschreibung von Festlichkeiten, von Putz oder ähnlichen Sachen darin vorkam, hörte sie aufmerksam zu, sonst war sie öfters nahe am Einschlafen, wobei wir Jungens uns dann häufig allerlei lustige Neckereien mit ihr erlaubten. Wir standen überhaupt öfters mit Christina, bei aller geschwisterlichen Liebe, auf einer Art kleinem Kriegsfuß, weil uns ihr gar zu vornehmes Wesen oft

verdroß. Als Christina übrigens zehn Jahre alt war, kam sie schon aus dem elterlichen Hause. Mein seliger Vater hatte alle Monate einmal Gottesdienst in der Capelle eines zwei Meilen entfernten Rittergutes, dessen Besitzer ein Herr von Wedel war, abzuhalten. So war er denn nun nach und nach mit dessen Familie in eine nähere Bekanntschaft gerathen, obgleich mein Vater sonst aus edlem Bürgerstolz den Umgang mit den benachbarten Landedelleuten mehr vermied als aufsuchte. „Für ihres Gleichen halten die Herren mich doch nicht, und in dem Aufwand und der vornehmen Bewirthung kann ich es ihnen auch nicht gleich thun, und da ich nicht gern als ein Schmarotzer gelten möchte, so ist es am besten, wenn ich möglichst aus ihrer Gesellschaft fortbleibe," pflegte er zu sagen, und hatte recht hierin. In dieser Familie von Wedel, was sehr brave Leute waren, die zwar mit Recht auf ihren Adel hielten, sonst aber keinen lächerlichen Hochmuth besaßen, war auch eine Tochter Alwina, die mit meiner Schwester Christina in gleichem Alter stand; die gnädige Frau hatte nun öfters meinen Vater gebeten, er möge doch sein Töchterchen mitbringen, wenn er, um seine Predigt zu halten, auf das Gut kam; er hatte dies auch gethan,

und so sind meine Schwester und die kleine Alwina von Wedel nach und nach besonders innige Freundinnen geworden. Nun traf es sich, daß die ältere Tochter in dieser Familie plötzlich an den Masern gestorben war, und somit die kleine Alwina allein den Schulunterricht bei einer französischen Mamsell und einem Hauslehrer, die in dem Hause gehalten wurden, erhielt. Das brachte mancherlei Uebelstände hervor, und so stellte denn Frau von Wedel an meine Eltern den Antrag, sie möchten ihr Christina auf einige Jahre überlassen, sie solle dann mit ihrer eigenen Tochter Wohnung, Kost und Unterricht erhalten, und überhaupt ganz wie ihr eigenes Kind gehal- werden. So ehrenvoll und vortheilhaft dies Anerbieten auch war, so hatte mein Vater anfänglich doch große Neigung, es abzulehnen. Er glaubte nicht mit Unrecht, daß der Aufenthalt in einem vornehmen, adeligen Hause Christina nur verweichlichen werde, und sie sich dort an Sitten und Bedürfnisse gewöhne, die sich später für ihren Stand als die Tochter eines armen Landpfarrers nicht sonderlich paßten. Meine Mutter war jedoch anderer Ansicht; ihr mütterlicher Stolz fühlte sich geschmeichelt, daß die Wahl der Frau von Wedel gerade auf ihre Tochter gefallen sei,

sie wußte meinem Vater vorzustellen, wie vortheilhaft es nun für ein armes Mädchen sei, wenn sie geläufig französisch parliren lerne, und überhaupt auch sonst eine feinere Erziehung, als ihr solche in unserem einsamen Pfarrhause zu Theil werden könne, erhielte. Sie könne dann später selbst einmal Gouvernante werden, oder sonst ihr Glück machen. Da nun meine Mutter, wie dies allgemein die Frauen zu thun pflegen, in allen solchen Gelegenheiten meinen Vater beherrschte, so setzte sie auch ihren Willen durch, und als meine Schwester Christina ihr zehntes Jahr erreichte, verließ sie unser Haus und siedelte ganz in die von Wedel'sche Familie über. Es wird sich später ergeben, wie dadurch ihr ganzes ferneres Leben eine völlig veränderte Gestaltung erhielt. Auf diese Weise haben wir Alle in friedlicher Stille und glücklichem Familienleben auf dem Pfarrhofe im Dorfe Wutzow unsere erste Jugendzeit verbracht. Besondere Ereignisse gab es dort nicht, und in ruhiger Gleichmäßigkeit verstrich die Zeit. Wir Jungens wurden groß und stark, tummelten uns tüchtig im Freien herum, mochte Wind und Wetter auch noch so rauh sei, und erhielten dadurch gesunde und abgehärtete Körper. Dabei wurde beim Vater flei=

ßig gelernt, und wenn auch mein Bruder Friedrich Wilhelm nicht sonderlich gern stillsitzen mochte, so mußte er doch auch seine sechs bis acht Stunden täglich hinter den Büchern bleiben, mochte er nun wollen oder nicht.

Ein Ereigniß, welches mir stets unvergeßlich geblieben ist, war es, als mein Vater die Nachricht erhielt, daß unser König Friedrich Wilhelm I. des Todes verblichen sei, und sein Sohn, Friedrich II., der später mit Recht den ehrenvollen Beinamen „der Große" erhielt, den Thron des Königreichs Preußen bestiegen habe. Der hochselige König Friedrich Wilhelm, wenn er auch ein rauher Mann gewesen sein soll, der nicht viel Umstände machte und mit seinem Krückstock ohne Weiteres dreinschlug, hatte sich gegen meinen Vater doch stets in hohem Grade gnädig bezeigt, und so war es immer eine Pflicht der Dankbarkeit, daß sein Andenken stets in unserm ganzen Hause in überaus hohen Ehren gehalten wurde. Mit vielen Kosten hat mein Vater sich ein großes Portrait des Königs, in Oel gemalt, verschafft und dieses in einen schwarzen Rahmen einfassen lassen, worauf es dann an dem Ehrenplatz in der Wohnstube hing. An des Königs Geburtstag ward das Portrait stets mit einem frischen

Blumenkranz umwunden, und mein Vater betrachtete diesen Tag überhaupt stets als einen hohen Festtag, den er auf alle Weise zu feiern schuldig sei. Wir Jungens hatten an dem ganzen Tag keine Schule, mußten unsere Sonntagskleider anziehen, und zu Mittag gab es Braten und Wein auf den Tisch, ein sehr seltenes Ereigniß, was nur an besonderen Festtagen geschah. Auch wir Jungen erhielten dann jeder ein ganzes Glas voll Wein eingeschenkt, und wenn der Vater nun beim Braten die Gesundheit Sr. Majestät des Königs ausbrachte, so stießen wir Alle mit an und schrieen ein lautes dreimaliges Hurrah. Am Nachmittage vertheilte mein Vater dann an die alten und armen Leute im Dorfe Bier und Wurst und Brod, daß sie sich auch einmal einen guten Tag machen konnten, und die Bauerjungen erhielten jeder eine mit Syrup bestrichene Semmel und Aepfel, so daß auch für sie dieser Geburtstag des Königs von unserem Preußenlande ein vergnügter Tag wurde.

So freuten wir uns denn Alle ganz besonders auf diesen Tag, und namentlich mein Bruder Friedrich Wilhelm war sehr stolz darauf, daß er einen König, der allgemein so

hoch geehrt wurde, zum Pathen besaß. Und nun war dieser König, von dem so viel gesprochen wurde, plötzlich todt. In meinem dummen Jungenverstand konnte ich mir dies eigentlich gar nicht recht vorstellen, und hatte mitunter einfältiger Weise gedacht, daß ein so mächtiger Monarch immer leben müsse. Mein Vater war von dieser Nachricht ganz ergriffen und hielt in der Dorfkirche einen feierlichen Trauergottesdienst zu Ehren des Königs, in welchem er der ganzen Gemeinde recht eindringlich in das Gedächtniß zurückrief, was der soeben verstorbene Monarch Alles für das Königreich Preußen gethan habe, und welchen Dank wir ihm deshalb schuldeten, aber auch mit welchen gerechten Hoffnungen wir jetzt auf seinen Nachfolger, auf Friedrich II. hinblicken könnten. So eindringlich wußte der Vater hierbei zu sprechen, daß mir noch jetzt ganz gut im Gedächtniß geblieben ist, wie mehrere alte Weiber in der Kirche laut weinten. Einer der Betrübtesten von Allen war übrigens mein Bruder Friedrich Wilhelm, daß der König, sein hoher Pathe, jetzt gestorben sei. Ein so derber Junge er auch sonst war, der sich so leicht nichts anfechten ließ, hing er jetzt förmlich den Kopf, und mochte in den ersten Tagen

kaum essen oder umherlaufen, so niedergeschlagen war er. Er hatte auch immer gehofft, daß der König ihm zur Erfüllung seines Wunsches, ein Soldat zu werden, behülflich sein werde, und seine große Trauer mochte wohl mit daher rühren, daß diese Hoffnung nun zerstört war. Unsere ganze Familie mußte übrigens zu Ehren des verstorbenen Königs auf vier Wochen Trauerkleidung anlegen. Ueber seinen Nachfolger, unsern nunmehrigen König, waren, wie mir noch jetzt erinnerlich ist, damals die Stimmen sehr getheilt. Zwar verstand ich als Junge nichts davon, welche Eigenschaften ein König von Preußen haben müsse, allein es kamen häufig Collegen, andere Pfarrer aus den benachbarten Kirchdörfern, oder auch Rittergutsbesitzer und Amtleute zu meinem Vater, da er weit und breit in der ganzen Gegend in einem besonders hohen Ansehen stand. Diese besprachen dann oft sehr lebhaft, was man wohl von dem neuen Könige zu erwarten habe, und da ich schon als Junge den Gesprächen erwachsener Personen zuhören mochte, so lauschte ich auch eifrig ihren Reden. So erinnere ich mich, daß Manche befürchteten, unser neue König habe keine feste christliche Religion, halte nicht auf Gottes Wort und sei ein Freigeist, so daß

fortan das Ansehen der Geistlichkeit leiden und Unglauben und Gottlosigkeit dadurch im Lande zunehmen würde. So etwas wäre dann freilich auch ein unermeßliches Unglück für unser Preußenland geworden, das aber glücklicherweise nicht eingetroffen ist. Mag auch unser jetziger Herr und König, Friedrich der Große, vielleicht persönlich nicht recht fest im christlichen Glauben sein, so haben doch während seiner Regierung Religion und Gottesfurcht in unserem ganzen Lande nicht im mindesten gelitten. Im Gegentheil sogar möchte ich behaupten, daß gute Sitten und wahre Frömmigkeit allgemein zugenommen haben, und die Leute jetzt nicht mehr so roh und brutal sind, wie dies in meiner Jugend noch häufig der Fall war. Daß Bildung und Kenntnisse im ganzen preußischen Volke während der langen, ruhmreichen Regierung unseres jetzigen Königs sich allgemein vermehrt haben, ist weit und breit bekannt.

Von den Edelleuten, die meinen Vater häufig besuchten, um sich guten Rath in allerlei Dingen von ihm zu holen, oder auch Briefe schreiben zu lassen, da er der Feder sehr gewachsen war, was dazumal unter dem Landadel in Pommern selten der Fall, befanden sich auch mehrere ehema-

lige Officiere. Diese Herren fürchteten nun, daß mit des Königs neuer Regierung der Soldatenstand nicht mehr so sehr, wie bisher der Fall war, geachtet werde, und die französischen Comödianten, Musikanten und Poeten und alle dergleichen Leute, von denen der König in den letzten Jahren als Kronprinz in Rheinsberg so viele um sich hatte, die Oberhand gewinnen möchten. Wie sehr diese Herren sich aber in solchen Voraussetzungen geirrt haben, ist allbekannt. Welcher König hat wohl jemals mehr für sein Heer gethan, welcher dem preußischen Soldatenstand größere Achtung in der ganzen Welt verschafft und unserer schwarz-weißen Preußenfahne den höchsten Kriegsruhm, den je ein Banner sich erwerben kann, errungen, als unser großer Friedrich? Ist nicht die ganze Welt jetzt seines Lobes voll, giebt es wohl ein Land, das nicht mit der höchsten Anerkennung von den Thaten des ruhmvollen Preußenkönigs und der tapferen preußischen Heerschaaren spricht? Habe ich doch erst kürzlich in den Zeitungen gelesen, daß selbst Muley-Hassan, der Sultan des türkischen Raubstaates Marokko, allen seinen Piratenschiffen den strengsten Befehl ertheilte, kein Schiff, welches unter preußischer Flagge segle,

zu kapern; eine solche Achtung hege er vor dem Ruhme Friedrich's des Großen von Preußen. Muß nicht wahrhaftig jedem Preußen, wenn er solches liest, das Herz vor Freude und Stolz, einem Lande anzugehören, das solchen König hat, höher in der Brust schlagen? So freilich, wie sein hochseliger Vater, König Friedrich Wilhelm, der nur auf Körpergröße bei seinen Soldaten Rücksicht nahm, hat unser jetzige König sein Heer nicht betrachtet, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe fanden an ihm stets einen kräftigen Beschützer.

So waren damals die Ansichten, welche viele Geistliche und Edelleute über die Thronbesteigung unseres jetzigen Königs, Friedrich II., hegten, wie mir noch sehr erinnerlich ist. Nun, die meisten von ihnen gelangten bald zu einer ganz andern Ansicht; besonders alle ehemaligen Officiere wurden durch die Nachricht, daß unser König mit einem trefflichen Heere in Schlesien eingerückt sei, dort die große Schlacht bei Mollwitz siegreich gegen die Oesterreicher geschlagen, und die ganze Provinz erobert habe, in die lebhafteste Freude versetzt. Ich erinnere mich noch, daß mein Vater, als die sichere Nachricht in unser Dorf kam, daß die Bataille von Mollwitz

von unseren tapferen Truppen so glänzend gewonnen und die österreichische Armee vollständig in die Flucht geschlagen sei, einen feierlichen Dank- und Siegesgottesdienst in der Kirche veranstaltete. Das Schiff derselben war mit grünen Tannenreisern und Blumenkränzen, welche die Besitzer der bei uns eingepfarrten Rittergüter geschickt hatten, auf das schönste ausgeschmückt und eine große schwarz-weiße Fahne prangte am Eingang. Beim Anfang des Gottesdienstes ward das schöne, kräftige Lied von Martin Luther: „Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen. Dann hielt mein Vater die Predigt, und zum Schluß ward: „Nun danket alle Gott" angestimmt. Dieser Gottesdienst machte auf uns Alle einen sehr feierlichen Eindruck. Alle Einwohner in ganz Pommern haßten die Oesterreicher auf das heftigste. Es lebte noch frisch in Aller Gedächtniß, welche Gräuelthaten die Kroaten und Panduren, Wallonen und Welschen im 30jährigen Kriege hier verübt hatten, und wie die Kaiser von Oesterreich stets die erbittertsten Feinde des Protestantismus gewesen und alle Protestanten in Böhmen, Mähren und Schlesien auf das grausamste unterdrückt hatten. Diese Abneigung gegen Alles, was österreichisch ist, haben wir Pommern, Branden-

burger und alle sonstigen Alt=Preußen schon mit der Muttermilch eingesogen, und die vielen Kriege, welche unser große König Friedrich mit dem Erzhause Oesterreich führen mußte, steigerten solche wo möglich noch mehr.

Noch größer, als die Freude wegen der gewonnenen Schlacht bei Mollwitz, war aber der Jubel über die Nachricht, daß der König einen ehrenvollen Frieden geschlossen und ganz Schlesien für Preußen erobert habe. Das war doch gewiß ein glorreicher Anfang der Regierung unseres jungen Monarchen. Das kleine Königreich Preußen hatte, allein durch seine eigenen Kräfte, das große, weite Kaiserreich Oesterreich, das fast an achtmal so viel Einwohner besaß, besiegt, und sich einen ruhmvollen Frieden erzwungen.

So jung aber das Königreich Preußen auch noch war, so hatte es sich jetzt schon einen vollgültigen Platz unter all' den europäischen Großstaaten erkämpft, und unser König konnte überall sein volles Wort im Rath der Monarchen mitsprechen, und seine Stimme fand mehr Geltung, als die mancher anderer Potentaten, die über ein weit größeres Land geboten. Mußte daher nicht jeder ehrliche Preuße, weß Standes

er auch sonst immerhin seien mochte, mit Recht stolz darüber sein, einem Lande, welches einen solchen König besaß, anzugehören.

Bald nach dem wiederhergestellten Frieden kamen in unsere Gemeinde mehrere Soldaten zurück, welche den ganzen Krieg mitgemacht hatten. Sie wurden möglichst geehrt und mein Vater bewirthete sie auf das beste. Leider kehrten auch drei Invaliden heim, die nicht mehr dem Soldatenstande angehören konnten und, da sie außer ihrem Gnadenthaler für den Monat weiter nichts empfingen, von der Gemeinde erhalten werden mußten. Mein Vater nahm sich dieser drei Invaliden auf das beste an, und sorgte nach Kräften für sie. Dem Einen, dem eine Kanonenkugel die linke Hand weggerissen hatte, verschaffte er die Stelle eines Kuhhirten im Dorfe, wodurch er sein gutes Auskommen hatte. Ein alter Unterofficier, dem das eine Bein bis zum Knie abgeschossen war und der einen hölzernen Stelzfuß besaß, ward Gehülfe unseres Dorfschulmeisters, und als dieser starb und eine Tochter hinterließ, heirathete er das Mädchen und ward dessen Nachfolger. Für solche Schulmeisterstellen auf dem Lande passen die alten invaliden Unterofficiere, wenn sie nur gut schrei-

ben, rechnen und lesen können, stets am besten, und ich freue mich, daß jetzt so viele dieser Männer Schullehrerstellen in den Dörfern erhalten, da man sonst gewöhnlich nur verdorbene Handwerker dazu machte. Diese alten Unterofficiere kennen Disciplin und Ordnung, und wissen die Bauerjungen stets am besten in Zucht zu halten und ihnen die Kenntnisse, welcher sie für ihren Stand bedürfen, beizubringen. Der dritte Invalide, der in unser Dorf zurückkehrte, war leider ein arger Branntweinsäufer und zu nichts zu gebrauchen. Er mußte deshalb in das Armenhaus; doch machte der Vater es aus, daß die wohlhabenden Bauern im Dorfe ihm der Reihe nach stets ein warmes Mittagsbrot gaben, wofür er an dem Tage dann kleine Dienste im Hause verrichten mußte. So hatte er doch sein hinreichendes Essen nebst einiger Beschäftigung, und verkam nicht ganz. Dieser Invalide hieß Blandowsky und war eigentlich ein ganz eigenthümlicher Mensch. Sein Vater soll ursprünglich ein polnischer Graf gewesen sein, der, ich weiß nicht durch welche Schicksale, dahin gekommen war, daß er zuletzt die Pfarrstelle in unserem Dorfe erhalten hatte, so daß sein Sohn dort das Heimathsrecht erhielt. Dieser war schon als

Junge dem Vater weggelaufen, hatte ein abenteuerliches Leben geführt und den verschiedensten Potentaten gedient; selbst in türkischer Gefangenschaft war er gewesen, und dort hatte man ihm das eine Ohr abgeschnitten, so daß er nun einohrig war, was ganz seltsam aussah. Ueber zwanzig Jahre hatte er zuletzt bei den preußischen Grenadieren gestanden und dort wegen seines Hanges zum Saufen zahllose Schläge bekommen, obgleich er sonst ein äußerst muthiger Soldat gewesen, mit dem man den Teufel aus der Hölle hätte vertreiben können. Schade um ihn, daß er so in Liederlichkeit untergehen mußte.

Seit unser junge König den ersten Schlesischen Krieg auf so ruhmwürdige Weise geführt und beendet hatte, war die Soldatenlust meines Bruders Friedrich Wilhelm nur noch mehr gesteigert. Wenn er nur aus dem Hause kommen konnte, lief er zu Blandowsky, um sich von diesem seine Abenteuer und Kriegszüge erzählen zu lassen; dies machte jedoch einen so schlechten Eindruck auf ihn, daß mein Vater ihm zuletzt solche Besuche auf das strengste verbieten mußte.

Es kam indeß eine sehr traurige Zeit für unser Land. Die Ernte war mißrathen und die Landwirthe hatten nicht die Hälfte von den

verschiedenen Getreidearten eingebracht, als es sonst der Fall war. Kartoffeln, welche unser König erst später mit Gewalt in Pommern einführen ließ, kannten die Leute damals noch nicht, und da es an Nahrungsmitteln fehlte, so entstand bald eine furchtbare Hungersnoth. Es war wirklich schrecklich, was die armen Menschen dabei ausstehen mußten. In unserem Kirchdorfe, wo viele wohlhabende Bauern wohnten, ging es noch so leidlich, aber auf einigen Dörfern in der Nähe, in denen sehr viele arme Tagelöhnerfamilien lebten, war wirklich ein furchtbares Elend. Die Leute kochten sich Suppen von Gras und Baumblättern, um nur den Leib zu füllen, aßen Ratten, Mäuse und alle Vögel und Thiere des Waldes, deren sie nur habhaft werden konnten. Selbst auf den Schindanger liefen die Hungrigen und holten dort das Fleisch von den gefallenen Pferden und Kühen und bereiteten sich solches an großen Feuern, welche auf freiem Felde angezündet wurden.

Dabei erzeugte die Noth eine Unsicherheit des Eigenthums, wie man solche bei uns in Pommern, wo die Mehrzahl der Bauerhäuser nicht einmal verschließbare Thüren besaß, gar nicht gekannt hatte. Es rotteten sich ganze Ban=

den von Räubern und Dieben zusammen, die im Lande umherzogen und Einbrüche und Anfälle selbst am hellen Tage auf offener Landstraße verübten. Namentlich wurde das Vieh in den Ställen und auf der Weide sehr häufig gestohlen, und es ging gar nicht mehr, daß man es nur von Knaben hüten ließ, wie dies sonst allgemein üblich war, sondern es mußten bei jeder Heerde stets einige Männer sein, die Knüppel, Heugabeln oder Sensen besaßen, ja sogar auch Schießgewehre bei sich führten, um die Räuber zu vertreiben. Auch mußte des Nachts in den Häusern gewacht werden, und besonders waren die Besitzer von abgelegenen Höfen sehr schlimm daran, denn sie mußten fast alle ihre Arbeiter und Knechte zum Schutz ihres Eigenthums verwenden, so daß die Feldarbeiten dadurch vernachlässigt wurden. Ja, es war eine sehr schlimme Zeit in den Jahren 1743—44, und wer sie mit durchgemacht hat, wird sie zeitlebens nicht wieder vergessen haben.

Mein Vater zeigte jetzt so recht, was für ein tüchtiger Mann er sei, und gab das schöne Beispiel, daß ein braver Landpastor sich nicht allein darauf beschränken soll, alle Sonntage den Bauern eine Predigt zu halten und die Trauungen, Kindtaufen und Begräbnisse gegen die Amtsgebühr

zu vollziehen, sondern auch ein wirklicher Sorger für seine Gemeinde sein und dieser mit Rath und That nach seinen besten Kräften beistehen muß.

„Richtet Euch nicht blos nach meinen Worten, sondern auch nach meinen Thaten," soll ein Pastor eigentlich von sich sagen können, und erst wenn dies der Fall ist, erfüllt er vollständig die zwar schweren, aber schönen Pflichten seines Berufs und gewinnt auch einen Einfluß auf seine Gemeinde, der sehr groß ist.

Das Erste, was mein Vater besorgte, war, sämmtliche Bauergehöftsbesitzer zu versammeln, um sie durch eine eindringliche Rede zu bewegen, daß sie Vorräthe an Kohl, Rüben, Kleie und etwas Mehl, dann auch auch ein wenig Butter, Schmalz und Milch beisteuerten. Auch mein Vater gab ein reichliches Theil an Lebensmitteln, mehr eigentlich, als er auf unserem Pfarrhofe entbehren konnte, und dazu noch eine Summe Geldes, die er theilweise aus dem Verkauf seiner silbernen Schuhschnallen, statt deren er sich zinnene anschaffte, gelöst hatte. Nun wurde in der Waschküche unseres Pfarrhofes ein großer Kessel eingemauert und täglich eine dicke Suppe von Kohl, Rüben, Kleie und Mehl zusammen=

gekocht und mit Schmalz gefettet. Zwei alte Frauen aus dem Dorfe, die sonst verhungert wären, mußten diese Küchenarbeit besorgen, wofür sie freies Essen bekamen, während meine Mutter die Aufsicht dabei führte. Von dieser nahrhaften Suppe, die so dick war, daß der Löffel darin stand, erhielt nun jeder Arme, der des Mittags sich einfand, seine reichliche Portion, so daß er sich daran vollauf sättigen konnte, also durchaus keinen Hunger zu leiden brauchte. Auch die fremden Bettler, die sich täglich in ganzen Schaaren einfanden, erhielten ihre Portion, durften aber nur einmal in der Woche sich einfinden, andernfalls erhielten sie nichts. Letztere Maßregel war dringend nothwendig, denn sonst wären täglich so viele fremde Bettler gekommen, daß unser Dorf solche bei dem besten Willen nicht hätte ernähren können und wir Alle selbst darüber verarmt wären. Um nun diese Suppe kräftiger zu machen, kam mein Vater auf den Einfall, einige alte, halb verhungerte Kühe zu kaufen und zu schlachten, dann mit dem Beile die Knochen entzwei zu schlagen und nun Fleisch und Knochen zusammen in den großen Kessel zu werfen und so lange kochen zu lassen, bis Alles wie dicke Gallerte war. Von

dieser Gallerte wurden dann täglich einige Kellen voll in den Kessel gefüllt, wodurch die Suppe viel mehr Kraft und Wohlgeschmack erhielt. Die Leute hatten früher die Knochen als unnütz fortgeworfen, jetzt aber lernten sie von meinem Vater, daß sich solche sehr gut zum Kochen einer kräftigen Suppe verwenden ließen, und dies wurde nun allgemein eingeführt. Selbst von Rittergütern zehn Meilen weit in der Runde kamen die Gutsbesitzer, um es sich mit anzusehen, wie mein Vater aus Knochen die beste Suppe kochen ließ, und führten dann diese Einrichtung auch auf ihren Gütern ein. So hatte diese Hungersnoth doch das Gute, daß sich von der Zeit an das Bestreben zeigte, Nahrungsmittel, die man früher als nutzlos fortgeworfen hatte, auf eine nützliche Weise zu verwenden.

Um aber unser großes Dorf vor Einbrüchen und Raubanfällen besser zu schützen, hatte mein Vater die Einrichtung getroffen, daß Tag und Nacht eine Wache von sechszehn Mann in dem Schulhause versammelt sein mußte. Die Hälfte dieser Mannschaft mußte stets umherpatrouilliren, die andere Hälfte konnte sich in der Schulstube, die man zur Wachtstube gemacht hatte, ausruhen. Mein Vater führte den Oberbefehl über diese

Wachmannschaft, während der Schulmeister und noch einige frühere Soldaten die einzelnen Abtheilungen anführten. Um aber den Bettlern und Vagabunden, welche am Abend in unser Dorf kamen, die Gelegenheit zum Stehlen zu nehmen, wurden sie insgesammt die ganze Nacht über in einen Stall, in welchem Stroh zum Nachtlager aufgeschüttet war, eingesperrt. Sie erhielten einen Teller voll Suppe zum Abendessen und mußten dann alle in den Stall hinein, der mit einem festen Schloß versehen war. So konnten die Kerle wenigstens während der Nacht keinen Unfug anstiften. Durch alle diese Maßregeln erreichte mein Vater, daß in unserem Dorfe die Hungersnoth lange nicht die bösen Folgen hatte und die Sicherheit des Eigenthums weniger gefährdet war, als dies in anderen Gegenden der Nachbarschaft der Fall.

Als übrigens der König Friedrich das Elend, welches in der Provinz Pommern herrschte, in seinem ganzen Umfange erfahren hatte, ergriff er sogleich die kräftigsten Maßregeln, um solches so viel als möglich zu verringern. Er ließ mehrere Schiffe mit Getreide aus Dänemark kommen, und hiervon wurden an die einzelnen Gemeinden entweder umsonst oder zu billigen Preisen

so und so viel Scheffel abgegeben. Dies Getreide wurde besonders auch zur Aussaat benutzt, da manche Bauern diese aus Mangel an Saatkorn unterlassen hatten, und die Aemter mußten mit der größten Strenge darauf sehen, daß in allen Dorfschaften die Feldbestellung ganz in der gehörigen Weise geschah und kein Bauer dies aus Nachlässigkeit oder weil es ihm an Saatkorn fehlte, unterließ. Dies war ja auch das einzige Mittel, um zu verhindern, daß für das nächste Jahr nicht abermals eine Hungersnoth entstehe. Auch wurden aus den königlichen Proviantmagazinen Brot und Mehl für die Armen, besonders in den Städten, vertheilt; ebenso mußten Streifcommandos von Husaren und Infanterie die Gegenden, in denen damals Unsicherheit herrschte, durchziehen, um die Räuberbanden einzufangen oder zu zerstreuen. So kehrte denn allmählich wieder die frühere Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande zurück, und da Gott der Herr in seiner Gnade die nächste Ernte eine sehr gesegnete werden ließ, verschwanden die übeln Folgen dieser Hungersnoth sehr bald.

Unser große König, in seiner allumfassenden Vorsorge für das seiner Regierung anvertraute Land, begnügte sich aber nicht damit, dieser bösen

Hungersnoth bald abzuhelfen, sondern sann auf Mittel, daß solches Unglück, wenigstens in dieser Weise, nicht wieder in seinem Lande vorkommen könne. Bisher hatten die Bauern auf ihren Feldern nur Getreide, und in den Hausgärten Kohl und Rüben gebaut, andere Früchte kannte man, außer denen, welche auf einigen adeligen Rittergütern gebaut wurden, nicht; auch die Obstbaumzucht war in ganz Pommern nur sehr unbedeutend und wurde fast nur auf den adeligen Rittergütern betrieben, von den Bauern aber auf das gröblichste vernachlässigt.

Mein Vater, der in seinem unermüdlichen Eifer für das Wohl seiner Gemeinde gewiß jedes Mittel benutzte, das den Wohlstand seiner Pfarrkinder fördern konnte, hatte sich auch mit allem Fleiße der Obstbaumzucht angenommen. Er hatte in dem großen Grasgarten hinter unserem Pfarrhause eine Obstbaumschule angelegt, in der mehrere Hundert junge Obstbäumchen standen, und pfropfte und oculirte nun mit vielem Fleiß. Es war für uns Kinder stets ein großes Vergnügen, in diesem Garten mit arbeiten und besonders dem Vater bei der Veredlung der Obstbäume helfen zu können. Namentlich mich zog diese friedliche Beschäftigung sehr an und ich

lernte nach und nach dem Vater alle seine kleinen Handgriffe bei der Behandlung der Bäume ab, so daß ich noch jetzt in meinem hohen Alter mit dem Oculiren vortrefflich Bescheid weiß. Diese veredelten Stämme gab mein Vater dann umsonst oder gegen eine sehr geringe Summe an die Bauern ab und lehrte sie, auf welche Weise die Obstbäume weiter behandelt und besonders auch vor Raupen und sonstigen Beschädigungen geschützt werden müssen. So bürgerte sich denn nach und nach der Obstbau in unserer ganzen Gemeinde ein, und die Bauern bauten viele Aepfel und Pflaumen, die sie theils in Colberg verkaufen, oder zur Verbesserung ihrer Nahrung verwenden konnten. Als ich vor wenigen Jahren das Dorf, in dem ich den größten Theil meiner Kinderjahre auf eine so glückliche Weise verlebte, wieder besuchte, erfreute sich mein Auge an dem Anblick der vielen schönen Obstbäume, welche fast überall in den Gärten der Bauern standen, und ich hörte, wie mehrere ältere Leute noch mit Dank des längst verstorbenen Pfarrers erwähnten, der ihnen durch sein Beispiel den Obstbau gelehrt habe. Eine besonders gute Sorte von Aepfeln, die mein Vater zuerst hier eingeführt hatte, ward noch allgemein in der ganzen Gegend

nach seinem Namen benannt. Giebt es aber wohl ein köstlicheres Gefühl für Kinder, als wenn sie noch nach langen Jahren das Andenken ihrer verstorbenen Eltern geehrt sehen?

Was aber mein verstorbener Vater im Kleinen für unser Kirchspiel that, das verfügte unser König Friedrich im Großen für die gesammte Provinz Pommern, ja für sein ganzes Königreich Preußen. Er befahl, daß in Stettin und Coeslin und noch an einigen anderen Orten Obstbaumschulen errichtet werden sollten; die Schullehrer und andere geeignete Personen, welche Neigung dazu hatten, erhielten nun in diesen Obstbaumschulen die erforderliche Anweisung in der Obstbaumzucht, wie auch alle Jahre mehrere Tausend veredelte Baumstämme umsonst im ganzen Lande vertheilt wurden. Wenn sich auch manche Hindernisse entgegenstellten, und die Trägheit, Gewöhnung an den alten Schlendrian und Unwissenheit vieler Leute nicht leicht zu besiegen war, so fand die Sache doch allmählich ihren guten Fortgang, und nach und nach hat die Obstbaumzucht in Pommern sehr zugenommen. Es ist eben dadurch ein sehr gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel unter den Leuten verbreitet worden.

Noch ungleich wichtiger als die Verbesserung

der Obstbaumzucht war aber die Einführung des Kartoffelbaues, die auch 1745 durch unsern großen König geschah. Wahrlich, allein schon hierdurch hatte er sich den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller seiner Unterthanen erworben, denn seit die Kartoffeln in der Ausdehnung, wie dies jetzt geschieht, gebaut werden, kann eine so furchtbare Hungersnoth, wie ich solche vorhin beschrieben habe, gar nicht mehr vorkommen; denn wenn auch das Getreide einmal wieder gänzlich mißrathen könnte, so bleiben den Leuten doch die Kartoffeln, um sich und ihr Vieh damit zu ernähren. Und doch war die Einführung des Kartoffelbaues gar nicht so leicht, und der König mußte häufig Strenge anwenden und die Ungehorsamen und Säumigen selbst mit harten Strafen belegen, so sehr sträubte sich die Dummheit und Trägheit der Menge gegen diese Neuerung. Wird man doch stets die Erfahrung machen, daß die große Volksmasse gegen jede Veränderung, die ihr Wohl bezweckt, stets eingenommen zu sein pflegt, und alle wirklich guten Neuerungen nur mittelst Befehls der Regierung durchgesetzt werden können. Wo es hingegen allerlei Dummheiten gilt, freche Abenteurer und unverschämte Marktschreier ihre Mittel ausposaunen, da folgt der

große Volkshaufen nur zu leicht, und läßt sich immer wieder von Neuem anführen.

Bei der Einführung der Kartoffeln in unserer Gegend kamen nun so manche komische Scenen vor, daß sie mir stets im Gedächtniß geblieben sind und ich es der Mühe werth gehalten habe, sie hier in unserer Familienchronik aufzuzeichnen. Mein seliger Vater hatte schon in den Zeitungen davon gelesen, daß in Frankreich, wie auch in der Pfalz, am Rhein und in Holland jetzt eine neue Knollenfrucht, die vor Kurzem aus Amerika eingeführt sei, unter dem Namen Kartoffel angebaut würde. Diese Kartoffeln sollten mit magerm Boden vorlieb nehmen und doch einen reichen Ertrag liefern, und dabei ein sehr gesundes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel abgeben. Als es nun während der großen Hungersnoth so sehr an Nahrungsmitteln fehlte, seufzte mein Vater damals oft: „Ich wollte nur, daß wir diese so viel gepriesenen Kartoffeln jetzt besäßen, die könnten uns vielleicht aus der Noth retten.“ Da aber mein Vater als Privatperson für sich allein solche Kartoffeln nicht aus den so weit entfernten Gegenden am Rhein und aus der Pfalz kommen lassen konnte, so unterblieb natürlich die Sache, und da es im näch=

sten Jahre ohnehin eine gute Kornernte gab, so kamen diese Kartoffeln denn auch bald bei ihm wieder aus dem Gedächtniß.

Anders aber war es bei unserem Könige Friedrich, der hatte mit seinem Alles umfassenden Geist auch sogleich die ungeheure Wichtigkeit erkannt, welche gerade der Anbau der Kartoffeln für die vielen schlechten Sandfelder in Brandenburg und Pommern haben würde, und säumte mit seiner bekannten Energie nun auch nicht, die Einführung dieser neuen Frucht in seinem Königreiche durchzusetzen. Er ließ sogleich mehrere Hundert Scheffel gute Kartoffeln aus Holland kommen, und diese wurden an die einzelnen Aemter vertheilt, damit sie den Bauern und Rittergutsbesitzern zum Anbau übergeben werden sollten. Gerade unser Kirchdorf war dazu bestimmt, einen der ersten Versuche im Kartoffelbau zu unternehmen, und so wurden denn eines Tages alle Bauerhofbesitzer zum Amte geladen, und jeder empfing ein halbes Faß große gute Kartoffeln und die Weisung, daß es der strenge Befehl des Königs sei, diese Frucht äußerst sorgfältig anzubauen. Auf welche Weise dies aber geschehen mußte, wußte der Amtmann, der überhaupt ein dummer Kerl war, selbst nicht, denn

die Regierung hatte den großen Fehler begangen, über den Anbau dieser bei uns gänzlich unbekannten Frucht keine nähere Instruction zu ertheilen. Da sperrten denn die armen Bauern Mund und Ohren auf und wußten nicht, was sie mit jenen Dingern, die sie zeitlebens nicht gesehen hatten, beginnen sollten.

Da mein Vater in Allem der erste Rathgeber der Bauern war, wie dies eigentlich jeder tüchtige Dorfpastor sein sollte, so kamen sie nun mit ihren Kartoffeln auf den Pfarrhof, um sie zu zeigen und sich Rath über deren Anbau und Behandlung zu holen. Das ganze Dorf kam bei uns zusammen, und es war ein Gefrage und Gerede und eine Neugierde, wie dies sonst nicht oft in unserem stillen Orte der Fall war. Besonders die Weiber zeigten sich nach ihrer Gewohnheit dabei am lebhaftesten und machten einen so gewaltigen Lärm, daß mein Vater ihnen zuletzt streng gebieten mußte die Mäuler zu halten, wenn er sie nicht vom Hofe fortjagen solle. Der Vater wurde nun zwar um Rath gefragt, konnte aber solchen nicht geben, da er bisher niemals Kartoffeln gesehen, auch über die Art ihres Anbaues nichts Näheres gelesen hatte. Einige Bauern, welche glaubten, daß die Kar-

toffel eine Art Obst, ebenso wie Aepfel und Birnen, sei, zerschnitten einige mit dem Messer und reichten die Stücke herum, daß Alle sie probiren sollten. Hineingebissen wurde freilich von Jedem aus Neugierde sehr rasch, aber eben so rasch spuckte Jeder sein Stück aus, denn rohe Kartoffeln schmecken äußerst schlecht. Nun hieß es, die Dinger taugten wohl nicht für die Menschen, wären aber für das Vieh vielleicht desto besser; aber auch Sultan, unser große Kettenhund, dem einige rohe Kartoffeln vorgeworfen wurden, roch nur daran und ließ sie verächtlich liegen. Selbst unsere Pferde und Kühe auf dem Pfarrhofe wollten diese harten rohen Kartoffeln nicht fressen. Da hieß es denn, was man mit den Dingern thun solle, die weder Menschen, noch Hunde, Pferde oder Kühe genießen wollten, und es sei eine große Ungerechtigkeit und Härte vom Könige, daß er sie zwingen wolle, solche gänzlich unnütze Pflanzen anzubauen. Vor Allen rissen die Weiber ihre Mäuler am weitesten auf und schimpften und zeterten am meisten.

Da aber der König den strengen Befehl gegeben hatte, daß diese Kartoffeln in die Erde gesteckt werden sollten, und mit den königlichen Befehlen nicht zu spaßen war, so gab mein Va-

ter den Bauern den guten Rath, ja nicht ungehorsam zu sein, denn dann würden sie sicherlich in Strafe genommen werden, sondern die empfangenen Kartoffeln schnell in die Erde zu stecken, damit sie das, was ihnen befohlen war, auch gethan hätten, das Weitere aber dann dem Schicksal zu überlassen.

Damit trollten sich denn auch die Bauern, und mein Vater kratzte sich mißvergnügt hinter den Ohren, wie dies stets seine Gewohnheit war, wenn er selbst nicht so recht mit sich einig war und nicht gut wußte, was er thun sollte. Die Bauern verfuhren nun mit dem Anbau ihrer Kartoffeln in sehr verschiedener Weise. Einige gruben die Knollen auf einem Haufen in die Erde und kümmerten sich dann nicht weiter darum. Natürlich verfaulten und verfilzten die Knollen unter einander und aus dem Ganzen wurde nichts. Mein Vater, und die Klügsten der Bauern, die seinem Beispiel folgten, gruben die Knollen einzeln ein, ebenso wie man Obstbäume anpflanzt, und ließen sie nun wachsen, wie sie wachsen wollten. Die Kartoffeln gingen denn auch auf und setzten Kraut an. Da machten die Leute wieder große Augen, denn Alle hatten erwartet, daß die Kartoffeln zu Bäumen

heranwachsen würden, von deren Aesten man die Früchte herabschütteln könne, wie dies bei den Obstbäumen der Fall ist. Als aber das Kraut nicht weiter wachsen wollte, sagten Einige, die Kartoffeln sind gewiß eine neue Art Kohl, und wenn auch die Knollen nichts taugen, so wird doch das Kraut um so besser schmecken. So schnitten sie denn das Kraut ab und kochten es mit Schmalz zu einem Gemüse, so wie man grünen Kohl zu kochen pflegt. Aber auch dies Gericht schmeckte so schlecht, daß die Leute es stehen ließen, selbst die Hunde wollten es nicht fressen, und das gekochte Kartoffelkraut mit all' dem schönen daran verwendeten Fett mußte in die Tränktonne für die Schweine geschüttet werden. Da schimpften denn die Bauerfrauen, welche diese Art von Kocherei versucht hatten, nicht wenig, und der Name des Königs, der die Leute zwingen wollte, solche gänzlich unnütze Frucht zu bauen, erhielt manche gerade nicht sonderlich schöne Beinamen.

Auf einem Rittergute in der Nachbarschaft lebte eine adelige Wittfrau, die ihre Wirthschaft selbst mit großem Eifer leitete und sich für besonders klug hielt, so daß mein Vater oft mit ihr in einen kleinen Disput gerieth, was aber

nicht verhinderte, daß sie sonst viel und gern mit einander verkehrten. Diese adelige Wittfrau sagte zu sich: „Die Kartoffeln sind gewiß nur eine vornehme Frucht für die höheren Stände, und nicht für das gemeine Volk berechnet. Die kleinen Aepfel an dem Kraute, in denen der Samen sitzt, sind gut, um Gelée, wie aus Quitten und Aepfeln, daraus zu kochen, und wenn man die getrockneten Blätter zerreibt, so kann man sicherlich Thee davon machen."

Gesagt, gethan, und die kluge Wittfrau kochte aus den hellgrünen Samenäpfeln mit vielem Zucker eine Art von Gelée und ließ die Blätter am Ofen trocknen und dann zerkrümeln, um Thee daraus zu machen. Und als dies Alles geschehen war, gab sie eine große Gesellschaft, um ihre Gäste damit zu überraschen, auf welche kluge Weise sie die Kartoffeln benutzt habe. Da gab es aber ganz verwunderte Gesichter, als die Gäste das schöne Kartoffelgelée trotz des vielen Zuckers nicht genießen konnten und auf den Tellern stehen ließen, sowie der Thee aus den getrockneten Kartoffelblättern nicht viel anders schmeckte, als sei er aus Gras gekocht. Die kluge Wittfrau wurde viel ausgelacht und verspottet, daß sie auf so gescheidte Weise die Kartoffeln

verwandt hätte, und ärgerte sich so sehr darüber, daß sie hoch und theuer versicherte, sie würde das gänzlich unnütze Zeug auf ihrem Gute nicht wieder anbauen, und wenn selbst Seine Majestät unser König in höchsteigener Person ihr dies befehle. Wer sie aber, natürlich in aller Freundschaft, am meisten verspottete, war mein Vater.

Demselben hatte es nun allmählich angefangen Spaß zu machen, daß Niemand in der ganzen Gegend wußte, was nun mit den Kartoffeln zu machen sei, und da er fest überzeugt war, daß es eine sehr nützliche Frucht sein müsse, denn sonst würde unser König ihren Anbau nicht befohlen haben, so hatte er sich im Geheimen in Berlin danach erkundigt, auf welche Weise die Kartoffeln angebaut und benutzt werden müßten. Und als nun der Herbst gekommen war, grub er die Kartoffeln, die in unserem Garten gepflanzt waren, eigenhändig aus, wobei wir Jungen das Aufsammeln besorgten und uns, wie mir noch jetzt sehr gut erinnerlich ist, über die vielen gelben Knollen, die an den Stöcken saßen, nicht wenig freuten. Nach der Anleitung, welche der Vater aus Berlin erhalten, mußte nun die Mutter die Kartoffeln in der Küche auf verschiedene

Weise zubereiten: so wurde ein Theil als Pellkartoffeln mit der Schale gekocht, andere aber vorher geschält, in Scheiben geschnitten und dann mit Schmalz, Butter und Zwiebeln in der Pfanne schön braun und knusperig gebraten. Und siehe da, die Dinger, welche in rohem Zustande Niemand essen mochte, schmeckten jetzt, gekocht oder noch besser gebraten, uns Allen so vortrefflich, daß wir Jungen gar nicht genug davon bekommen konnten. Nun ließ der Vater für den andern Tag wieder viele Kartoffeln auf verschiedene Art zubereiten, und lud dann die Bauern mit ihren Frauen ein, nach dem Pfarrhofe zu kommen und Kartoffeln zu essen. Mein Vater stand in so hoher Achtung im ganzen Dorfe, daß selbst der reichste Schulze es als eine große Ehre ansah, von ihm eingeladen zu werden, und so erschienen denn auch alle Bauern mit ihren Frauen zur bestimmten Stunde, obgleich manche gemeint hatten, der Herr Pastor wolle sich nur einen Spaß mit ihnen machen, die Kartoffeln wären doch zu nichts zu gebrauchen, und sie würden sich freuen, wenn sie von den verfluchten Dingern nichts mehr zu sehen und zu hören brauchten.

Als nun das erste Gericht Pellkartoffeln hereingebracht wurde, welche dampften und ange-

nehm rochen und der gelbe Kern aus der geplatzten Schale so recht appetitlich heraussah, da sperrten die Bauern wieder Augen und Mäuler auf. Mein Vater hatte mehrere Schüsseln mit fettem, gesalzenem Berger Flomhering auf den Tisch gesetzt und nöthigte nun die Bauern, eine Kartoffel mit Hering zu essen, und zeigte ihnen, wie die Schale von denselben entfernt werden müsse. Das Gericht schmeckte Allen vortrefflich, und sie meinten, es sei selbst ein schönes Sonntagsessen. Noch mehr aber stieg ihre Verwunderung, als die appetitlich nach Fett und Zwiebeln riechenden gebratenen Kartoffeln hereingebracht wurden. Da leckten die alten Bauern und mehr noch ihre Weiber ordentlich die Finger danach und aßen, bis die großen Schüsseln leer und ihre Leiber voll waren. Dies Gericht hatte ihnen gemundet, und sogar der dicke Schulze meinte: das sei ein Essen, wie es selbst der Herr König auf seinem Tische nicht besser haben werde. Mein Vater erklärte nun den Leuten, auf welche Weise die Kartoffeln gebaut und wie sie zubereitet werden müßten, um gute und nahrhafte Speisen zu geben. Auch die kluge Rittergutsbesitzerin bewirthete der Vater einige Tage später mit gekochten und gebratenen Kartoffeln,

und neckte sie damit, daß er ihr in der richtigen Behandlungsweise zuvorgekommen sei. So wurden nach und nach die Kartoffeln in Pommern immer mehr angebaut. Manche Jahre vergingen übrigens, ehe dieses in bedeutenderer Weise geschah und besonders die niederen Leute sich an dies neue Nahrungsmittel gewöhnen konnten. Oft erfroren ihnen im Winter die Früchte, weil sie solche nicht gehörig vor Frost schützten, oder sie versahen es bei dem Anbau, so daß die Ernte mißrieth. Auch an den Genuß konnten sich die Leute im Anfange nicht recht gewöhnen; die Kartoffeln schmeckten ihnen wohl, allein sie behaupteten, die Dinger gäben nicht Kraft genug für die Arbeit, und sie seien mehr eine Speise für den Tisch der vornehmen Herren, die nicht zu arbeiten brauchten, als für die geringeren Leute, welche ihre Knochen gehörig gebrauchen müßten. Die Hausfrauen mochten nicht gern Kartoffeln kochen, weil sie behaupteten, es gehöre viel Butter oder Fett dazu, um sie zu braten, und viel Fleisch oder Hering zu den Pellkartoffeln, daher Klöße oder Mehlbrei doch eine nahrhaftere und billigere Speise lieferten.

Besonders die Kornhändler, Müller und

Bäcker, die fürchteten, daß durch den vermehrten Gebrauch der Kartoffeln zur Nahrung ihre Gewerbe leiden könnten, suchten deren Verbreitung zu verhindern. Sie sprengten das Gerücht aus, daß die Leute von den vielen Kartoffeln nur Würmer in den Leib bekämen und sich manche Krankheiten zuzögen, was anfänglich vielfältig geglaubt wurde und Manche bewog, möglichst wenig oder auch gar keine Kartoffeln zu essen. Unser König, der dies gehört hatte, befahl eine strenge Untersuchung darüber, und mehrere Müller und Kornhändler, welche schlechte Gerüchte von den Kartoffeln verbreitet hatten, wurden mit mehrwöchigem Gefängniß bestraft.

So kam denn nach und nach der Kartoffelbau auch in Pommern in Aufnahme. Die Menschen gewöhnten sich an diese gesunde, wohlschmeckende und billige Nahrung, und es werden jetzt schon ganze Felder damit bebaut, so daß eine so furchtbare Hungersnoth mit ihren schrecklichen Folgen, wie solche früher so oft wüthete, jetzt gar nicht mehr zu besorgen ist.

Und diese ganze unschätzbare Wohlthat verdankt Preußen allein der Energie seines großen Königs.

Die schon erwähnte kluge Rittergutsbesitze-

rin hat übrigens, so lange sie lebte, auf ihrem Gute niemals Kartoffeln anbauen, noch auf den Tisch bringen lassen, so sehr war sie über das gänzliche Mißlingen ihres ersten Versuches erzürnt. Ja, die Frauenzimmer haben oft ganz curiose Ansichten im Kopfe, und ist einmal eine Meinung bei ihnen eingewurzelt, so helfen auch die vernünftigsten Gründe nicht, um solche wieder zu vertreiben

So war denn im ruhigen Stillleben auf unserem Pfarrhofe schon das Jahr 1745 angebrochen, als ein furchtbares Unglück in einer einzigen Nacht unser ganzes Familienglück zerstörte. Außer meiner Schwester Christina, die sich noch immer bei der Familie von Wedel aufhielt, waren wir Jungen bisher alle zu Hause erzogen und hatten den Unterricht vom Vater genossen. Mein Bruder Friedrich Wilhelm, der ein außergewöhnlich großer und eben so kräftiger Bursche geworden war, hatte trotz aller Schläge und sonstiger Strafen, die er vom Vater erhalten hatte, doch nicht so viel gelernt, daß er auf ein Gymnasium gebracht werden konnte. Da mein Vater endlich eingesehen, daß es mit dem Studiren seines ältesten Sohnes nichts würde, obgleich es stets sein Lieblingswunsch gewesen,

daß dieser die Theologie studiren und wo möglich dereinst sein Nachfolger werden solle, so gab er ihn bei einem benachbarten königlichen Oberförster in die Lehre, damit er die Jägerei und das Forstwesen erlernen und darin einst seinen Lebenserwerb finden möge.

Mein Bruder wäre zwar lieber Soldat geworden, allein da er wußte, daß der Vater dies doch nicht zugeben würde, so war er auch ganz zufrieden damit, jetzt als ein Jägerbursche, mit der Flinte auf dem Rücken, im Holze und auf dem Felde umherzulaufen. Brauchte er doch nun nicht mehr in der Stube hinter den Büchern zu sitzen, was ihm stets das Schrecklichste gewesen war.

Ich für meine Person hatte fleißig bei dem Vater gelernt, und im Lateinischen und Griechischen schon manche Uebung. Es war bestimmt, daß ich nächste Ostern confirmirt werden und dann auf das Gymnasium nach Stettin gebracht werden solle. Der Vater hatte daselbst noch eine alte Tante wohnen, die mich um ein Billiges in Kost und Wohnung nehmen wollte.

In Stettin sollte ich dann bleiben, bis ich nach Halle auf die Universität käme, um dort Theologie zu studiren.

Es war dies der Wunsch meines Vater, besonders seit sein ältester Sohn nicht studirt hatte, und stimmte auch in soweit ganz mit meinen eigenen Neigungen zusammen, da ich zum Studiren stets große Lust hegte.

Eigentlich hätte ich wohl lieber Philologia als Theologia studirt und mich recht viel mit den alten Sprachen und mit der Historie abgegeben. Der Vater meinte aber, daß ein Theologe leichter eine sichere Brotstelle als ein Philologe erhalten würde, und ich mich ja neben der Theologie immer noch mit anderen Studien beschäftigen könnte, wenn ich Lust hiezu hätte.

Mein Bruder Theodor sollte vorläufig noch zu Hause bleiben, und mein Vater wußte eigentlich noch nicht recht, zu welchem Broterwerb er bestimmt würde.

Es sollte Alles aber ganz anders kommen, und der Spruch: „Der Mensch denkt, Gott aber lenkt," sich auch bei uns so recht in seiner vollen Wahrheit erproben.

Es war der 7. Februar, und dieser Tag wird stets in meinem Gedächtniß lebendig bleiben, als wir noch Alle ruhig und in der besten Stimmung uns zu Bett begaben. Ich schlief mit

meinem Bruder in einer Kammer neben der Schlafstube unsers Vaters, als wir plötzlich in der Nacht durch einen starken Rauch und eine große Hitze geweckt wurden. Als wir erschrocken aus dem Bette springen und die Thüre der Kammer öffnen, schlug uns schon der helle Feuerschein entgegen, und wir sahen, daß unser Haus lichterloh in Flammen stand. Entsetzt prallten wir einen Augenblick zurück und stürzten dann in das Schlafgemach unsers Vaters, um diesen, da er einen sehr festen Schlaf besaß, zu wecken; mein Vater sprang denn auch mit einem Satze heraus und erkannte sogleich, daß das Feuer schon von unten herauf die Treppe ergriffen habe und diese auch bald in Flammen stehen würde. Er rief uns nun zu: „Rettet Euch, Kinder, und springt schnell die Treppe hinab, ich will die Mutter holen.“

Diese schlief nämlich in einer warmen Stube an der andern Seite des Treppenplatzes, da sie im Winter das Schlafen in den ungeheizten, kalten Kammern nicht vertragen konnte.

Mein Bruder Theodor und ich ergriffen nun noch in aller Eile einige Kleidungsstücke, die neben unseren Betten lagen, und sprangen dann in eiligster Hast die Treppe hinunter,

deren Geländer schon zu brennen anfing. Wir erreichten auch glücklich die Hausflur, öffneten die Thür und kamen in das Freie, ohne andere Verletzungen, als einige leichte Brandwunden, die indeß nicht viel zu bedeuten hatten, zu erhalten. Draußen vor der Thür trafen wir zwei Mägde und einen Knecht, die unten im Hause geschlafen und, vom Feuer erweckt, sich sogleich geflüchtet hatten. Jetzt sahen wir auch, daß der Vater ein Fenster im ersten Stockwerk öffnete und uns zuschrie: „Holt schnell eine Leiter und lehnt sie hier an, die Treppe steht schon in vollen Flammen, und ich kann die Mutter nicht mehr darauf fortbringen."

Wir stürzten nun nach dem Viehstall, wo eine lange Leiter stand, und der Knecht, die beiden Mägde, mein Bruder und ich vermochten es, solche in großer Eile herbeizuschleppen und zu dem Fenster emporzuheben. Die Gefahr hatte unsere Kräfte verdoppelt, sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, die sehr schwere und äußerst lange Leiter in solcher Eile aufzurichten. Jetzt sahen wir, daß der Vater die vor Schreck ohnmächtig gewordene Mutter im Arm hielt und mit dieser theuern Last die schwankende Leiter bestieg, und schon fing die Flamme an auch aus den obersten

Fenstern hervorzuschlagen. Glücklich erreichte er jedoch den Erdboden, und so waren die Hausbewohner denn alle gerettet. Wie von einem inneren Gefühl getrieben, warfen wir uns sogleich Alle auf die Kniee nieder, um Gott den Herrn für unsere glückliche Rettung zu danken. Inzwischen waren die Leute im Dorfe nun auch munter geworden und kamen in hellen Haufen herbeigelaufen, um bei der Rettung mit zu helfen. Mein Vater, der die noch immer ohnmächtige Mutter einigen Weibern übergeben hatte, damit diese sie in das Schützenhaus trugen, übernahm jetzt die Leitung der Rettungsanstalten, und da der Wind sich gedreht hatte, so gelang es auch, das Viehhaus und die kleine Kornscheune vor den Flammen zu schützen. Unser Wohnhaus aber brannte bis auf den Grund nieder, und außer den wenigen Kleidern, die wir auf dem Leibe trugen, konnte auch nicht das mindeste Stück gerettet werden. Da nichts versichert war, was man zu damaliger Zeit in Pommern, namentlich auf dem Lande noch nicht recht kannte, so war der Verlust meiner Eltern sehr bedeutend, und der größte Theil unseres kleinen Vermögens, welches sie sich meistens durch eigenen Fleiß und Sparsamkeit mühsam erworben hatten, ging in dieser

einen Stunde wieder verloren. Bei dieser Feuers=
brunst verbrannte auch leider die große Familien=
chronik, welche unser Urgroßvater angelegt
hatte und in der alle Schicksale unserer Familie
so sorgfältig aufgezeichnet waren. Kein Verlust
schien meinem Vater mehr zu schmerzen, als die=
ser. So habe ich denn Alles, was ich bisher von
den früheren Schicksalen unserer Familie hier
mittheilte, aus dem Gedächtniß niedegeschrieben,
was ich ja füglich konnte, da der Vater uns wie=
derholt die einzelnen Kapitel vorgelesen und ich
dabei sehr aufmerksam zugehört hatte, weil Alles
meine Aufmerksamkeit sehr fesselte. Als ich dann
durch des Herrn Gnade im Jahre 1765 meinen
eigenen festen Wohnsitz erlangte und mir eine
Familie gründen konnte, habe ich sogleich be=
gonnen, diese jetzige neue Familienchronik anzu=
legen und mit Lust und Eifer Alles darin zu
verzeichnen, was mir aus dem ersten, verbrann=
ten Buche noch im Gedächtniß geblieben war, und
das, was ich und meine Geschwister erlebten, ge=
treulich darin verwahrt. Mögen meine Kinder
und Kindeskinder hierin mit gleichem Eifer fort=
fahren und Alles, was kommende Geschlechter an
guten und bösen Schicksalen erfahren, getreulich
berichten. Hoffentlich wird kein Blatt irgend

etwas enthalten, was unserer Familie jemals zur mindesten Schande gereichen könnte. Sind wir auch nur eine schlichte Bürgerfamilie, so müssen wir doch eben so sehr auf eine Familienehre halten und alle unsere Bestrebungen darauf richten, daß unser Name stets geachtet dasteht, wie dies je das stolzeste Adelsgeschlecht thut. Dazu helfe Gott!

Als nun meine Mutter in das Schulzenhaus gebracht war, kam sie bald wieder zum Leben zurück, und da auch der Vater, der die Löschungsanstalten mit unermüdetem Eifer die ganze Nacht hindurch geleitet hatte, gegen Morgen dahin zurückkehrte, so waren wir Alle in der Schulzenstube vereinigt. Es war aber eine traurige Zusammenkunft, besonders die Mutter weinte heftig und klagte, daß unser Wohlstand vernichtet sei und wir nun wieder arm und bloß daständen, aber der Vater sprach: „Schäme Dich, Frau, solche verzagte Worte zu reden. Sind wir nicht verpflichtet, Gottes Gnade und Barmherzigkeit Alle mit dankbarem Herzen zu preisen, daß er uns gerettet hat und kein Menschenleben verloren ist. Sieh Dich um im Kreise der Deinen, ob Dir ein theures Haupt fehlt? Wie darfst Du denn wohl um den kleinen Verlust irdischer Schätze und eitlen Mammons klagen. Der Herr hat

unsere Glücksgüter gegeben, der Herr hat sie auch wieder genommen, gepriesen sei des Herrn Name für alle Zeit." So sprach der Vater damals mit seiner klangvollen Mannesstimme, und obgleich er eine alte Bauerjacke, die ihm viel zu eng und zu kurz war, und alte gelblederne Kniehosen, die kaum bis zum Nabel reichten, anhatte, und seine Füße in hölzernen Pantoffeln steckten — er hatte ja alle seine eigenen Kleider verloren und sich im Hemde gerettet, und konnte nun bei seiner ungewöhnlichen Körpergröße keine Kleidungsstücke von dem Schulzen geliehen erhalten, die ihm paßten — sah er in dem Augenblick, als er dies sprach, doch so ehrfurchtgebietend aus, daß ich dies nie wieder vergessen werde. Und als die Mutter diese Worte des Vaters vernommen hatte, da warf sie sich an seine Brust, umschlang seinen Hals und rief: „Vergieb mir meinen Kleinmuth; habe ich doch noch Dich und meine Kinder, was klage ich denn um den übrigen Verlust." Ahnten wir doch Alle in der Stunde noch nicht, welch ungleich härterer Schlag uns schon in den nächsten Tagen treffen sollte.

Sei es, daß der Vater bei seinen Anstrengungen, die ohnmächtige Mutter zu retten, zu viel Rauch geschluckt, oder daß er sich bei der Leitung

der Rettungsarbeiten erkältet hatte, er mußte sich am andern Morgen in dem Schulzenhause zu Bett legen. Zwar war uns sogleich bei der Nachricht, daß unser Pfarrhaus abgebrannt sei, auf verschiedenen Rittergütern eine passende Unterkunft auf das gastfreieste angeboten worden, allein des Vaters heftige Erkrankung erlaubte seinen Transport dahin nicht. So mußten wir im Schulzenhaus bleiben.

Die Krankheit des Vaters war eine Lungenentzündung und nahm bald einen so heftigen Charakter an, daß der Arzt aus Colberg, welcher geholt wurde, schon am dritten Tage erklärte, nur ein Wunder könne ihn retten. Mit der Ruhe eines wahren Christen hatte der Vater seine Leiden ertragen und verlangt, daß der Arzt ihm nichts verhehlen, sondern über Alles die strengste Wahrheit mittheilen möge. Als dieser ihm nun gesagt, daß sein Tod wahrscheinlich in den nächsten vierundzwanzig Stunden erfolgen müsse, da bat er seinen Amtsbruder, ihm doch das heilige Abendmahl zu reichen und zum Tode vorzubereiten. Als dies geschehen war, mußte die Mutter und wir vier Kinder, denn meine Schwester Christina war sogleich aus der Wedel'schen Familie geholt worden, an das Lager heran=

treten. Der Vater nahm nun zuerst Abschied von der Mutter, bat sie um Verzeihung, wenn er sie durch seine Heftigkeit und sein wohl etwas zu befehlshaberisches Wesen mitunter betrübt habe, und dankte ihr für die Liebe und Treue, die sie ihm unausgesetzt während ihrer ganzen Ehe gewidmet, und daß sie ihm auch keinen einzigen Augenblick Kummer bereitet habe.

Die Mutter war bei dieser Abschiedsscene so angegriffen, daß sie sich mit aller Kraft zusammennehmen mußte, um nicht in Ohnmacht zu fallen.

Als dieser Abschied vorüber war, küßte der Vater uns Kinder alle und legte seine schon erkaltende Rechte segnend auf das Haupt eines jeden, dann sprach er mit matter Stimme, die von ihrem früheren sonoren Klang sehr abwich: „Meine armen Kinder, ich kann Euch nur wenig außer Eurem ehrlichen Namen hinterlassen, um durch das Leben zu kommen; wandelt aber stets auf dem Pfade der Tugend, bleibt treu und stark im christlichen Glauben, und seid arbeitsam und thätig in dem Geschäft, welches Ihr nun einmal ergriffen habt, denn es ist Gottes Wille, daß der Mensch sich durch seine eigene Arbeitsamkeit und Kraft seinen Lebensunterhalt auf dieser Erde

erwerbe; vergeßt auch niemals die geschwisterliche Liebe zu einander in Eurem Herzen, und trachtet danach, dem unbefleckten Namen unserer Familie auch fernerhin nur Ehre, aber niemals Schande zu machen. — Gott segne Euch, und seine Gnade und Barmherzigkeit walte stets über Euch."

Von dieser Rede, die wir alle weinend und schluchzend mit angehört hatten, auf das äußerste erschöpft, sank der Vater auf sein Lager zurück. Nach einer Stunde, wo er sich wieder etwas erholt hatte, obgleich sein Zustand immer schwächer wurde, ließ er unsere Dienstleute und dann alle Bauern aus dem Dorfe und wer sonst noch wollte, in die Stube kommen. Er nahm von Allen den letzten Abschied, bat um Verzeihung, wenn er den Einen oder Andern in seiner Heftigkeit beleidigt habe, und verzieh auch Allen, was sie vielleicht gegen ihn verschuldet haben mochten. Selbst bei den ältesten Bauern und rohesten Knechten traten bei dieser Abschiedsrede meines Vaters Thränen in die Augen und es entstand ein lautes Schluchzen im Zimmer. Nun bat der Vater, man möge ihn allein lassen, und nur seine Frau und Kinder sollten bei ihm bleiben. Er ward nun matter und matter, der Athem

wurde schwächer und die Zunge versagte ihren Dienst. Zuletzt richtete er sich noch halb im Bette auf, breitete seine Arme wie segnend über uns aus, sprach leise: „Herr Gott, Dir befehle ich meine Seele," sank dann auf das Kopfkissen zurück und war eine Leiche.

Die Mutter trat an ihn heran, preßte einen Kuß auf seine schon erstarrten Lippen und drückte ihm die gebrochenen Augen zu, während wir Kinder seine kalten Hände mit Thränen und Küssen bedeckten. Dann brach auch ihre bis dahin bewahrte Kraft, und sie fiel in Ohnmacht zusammen.

Solchen schönen und braven Tod starb mein Vater, gewiß einer der edelsten und trefflichsten Menschen, die ich jemals sah. Sein Andenken ist bei uns, seinen Kindern, niemals erloschen.

Des Vaters Begräbniß war so feierlich, wie es in unserem Dorfe nur sein konnte. Die ältesten und angesehensten Bauern, alle in Trauer, ließen es sich nicht nehmen, den Sarg auf den Kirchhof zu tragen; nicht allein alle Rittergutsbesitzer und Bauern, die in unserer Kirche eingepfarrt waren, gaben das Trauergeleit, sondern auch noch viele andere Personen aus den verschiedensten Ständen hatten sich dazu einge-

funden, so allgemein beliebt und geachtet war mein seliger Vater weit und breit in der Runde gewesen. In unserem Dorfe selbst herrschte in allen Häusern eine Trauer, als sei ein Familienglied gestorben, und Bauern, Tagelöhner und Knechte meinten einstimmig: einen solchen Pastor, wie der verstorbene gewesen, würden sie niemals wieder bekommen.

Es ist doch eine köstliche Sache für die Hinterbliebenen, wenn sie das Andenken ihrer theuren Angehörigen nach deren Tode so geehrt sehen.

3.

Wir ziehen nach der Festung Colberg. Eingezogenes Leben daselbst. Ich gebe Privatstunden an Joachim Nettelbeck. Mein Bruder Theodor kommt in die Malerlehre und entläuft seinem Lehrmeister, um zu Schiffe zu gehen. Weitere Begebenheiten dabei. Die verfehlte Erziehung meiner Schwester Christine. Meine Reise nach Stettin, um dort das Gymnasium zu besuchen. Die Prüfung bei dem Herrn Rector. Leben als Scholar des Stettiner Gymnasiums. Mein Abgang auf die Universität Halle, Michaelis 1750.

Nach dem Begräbniß des Vaters lag auch meine Mutter noch einige Zeit krank danieder, daß der Arzt mitunter für ihr Leben fürchtete. Es war daher eine sehr traurige Zeit für uns Kinder, in der wir manche Nacht mit verweinten Augen in unseren Betten saßen, und unser Brod wirklich mit Thränen aßen. Gottes Gnade und Barmherzigkeit wollte es jedoch nicht, daß wir armen Kinder Vater und Mutter in so kurzer Frist verlieren sollten; und so erholte

sich meine Mutter allmählich wieder so weit, daß sie aus dem Hause des Schulzen nach einem benachbarten Rittergute gebracht werden konnte, wo man ihr in jeder Hinsicht die beste Aufnahme bereitete.

Da wir jedoch nicht immer auf diesem Gute bleiben konnten, so mußte ein Entschluß gefaßt werden, was sie fortan beginnen und wo sie mit mir und meinem Bruder Theodor ihren ferneren Wohnsitz nehmen wolle.

Nach längerer Berathung mit Freunden meines Vaters, die sich unserer mit Rath und That nach allen Richtungen hin wacker annahmen, wurde nun der Beschluß gefaßt, daß meine Mutter zu Ostern nach Colberg ziehen, dort eine kleine Wohnung miethen und versuchen solle, durch die Errichtung einer Schule für Mädchen ihre spärliche Einnahme zu vermehren. Diese bestand fortan in einer Wittwenpension von 120 Thalern jährlich und den Zinsen eines Capitals von 2000 Thalern; denn mehr Vermögen blieb uns nach dem Brande nicht übrig, nachdem eine nothdürftige Hauseinrichtung wieder angeschafft war.

So zogen wir denn zu Ostern 1746 nach Colberg, woselbst eine Wohnung, welche eine

Schulstube, ein Wohnzimmer für die Mutter und drei Schlafkammern, auch Garten und Hof enthielt, für vierzig Thaler jährlich gemiethet wurde. Die Liebe und Anhänglichkeit, welche wir in unserem Kirchspiele genossen hatten, zeigte sich auch jetzt wieder. Die Bauern im Dorfe hatten zusammengesteuert und der Mutter eine schöne Milchkuh, ein kleines Schwein und ein Dutzend Hühner geschenkt, und auch ausgemacht, daß sie Heu und Stroh für diese Kuh unentgeltlich liefern wollten. Es ist mir noch jetzt erinnerlich, welche lebhafte Freude uns Alle erfüllte, als wir ganz unerwartet bei dem Beziehen der neuen Wohnung diese Thiere in einem kleinen Stalle auf den Hofe fanden, und der Schulze, welcher uns in die Stadt gefahren hatte, der Mutter sagte, daß sie Alle fortan ihr Eigenthum sein sollten. Die befreundeten Rittergutsbesitzer hatten uns ebenfalls werthvolle Sachen für unsere neue Hauseinrichtung geschenkt. Der Eine eine gute Flur- und Schlaguhr, damit die Mutter stets wisse, welche Stunde es sei; ein Anderer einen gepolsterten Sorgenstuhl mit hoher Rückenlehne und Ohrenklappen; der Dritte die Bücher, welche mein Bruder Theodor und ich zum Schulunterricht bedurften; ein Anderer

hatte zwei Klafter Brennholz auf unsern Hof fahren lassen, und sich verpflichtet, dies jährlich zu wiederholen.

Auch an Mehl, Schinken, Butter und sonstigen Lebensmitteln, welche von den Rittergütern und Bauerhöfen als Geschenke an die Mutter geschickt wurden, fehlte es nie, und da wir einen Garten am Hause hatten, den mein Bruder Theodor und ich bearbeiteten, brauchte auch die Mutter kein Geld für Gemüse auszugeben. Freilich blieben ihre Mittel ohnehin sehr beschränkt. Sie mußte für meinen ältesten Bruder Friedrich Wilhelm, der immer noch Jägerbursche war und nichts verdiente, und auch für uns anderen Jungen die Kleidung und den Schulunterricht bezahlen, sich auch eine Dienstmagd halten, da ihr der Unterricht keine Zeit übrig ließ, die Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen, selbst wenn ihre schwache Gesundheit dies erlaubt hätte.

Viel Geld brachte der Mutter Schulunterricht nicht ein, da jedes Mädchen wöchentlich nur einen Groschen Schulgeld bezahlte und nicht viel mehr als dreißig Schülerinnen die Schule besuchten. Es war jedoch immerhin eine Beihülfe, denn obgleich es in unserem Hause sehr knapp zuging und jeder Groschen dreimal umge-

wendet wurde, bevor er ausgegeben ward, so kamen wir mit Gottes Hülfe doch redlich durch und brauchten weder Kälte noch Hunger zu leiden, ja die Mutter konnte oft noch ein Stücklein Brod an Arme, die noch weniger als wir hatten, abgeben.

Im Uebrigen wollte es uns Jungen, besonders im Anfange, in Colberg gar nicht recht gefallen. Die enge, von hohen Wällen umgebene Stadt mit den finsteren, schmutzigen Straßen kam uns, da wir den Aufenthalt auf dem Lande gewohnt waren, gar zu gedrückt vor. Wir vermißten unser geräumiges Pfarrhaus, den großen Garten und Hof daneben und das freie Umherlaufen in Feldern und Wäldern nicht wenig. Auch war der Unterricht, den wir jetzt erhielten, sehr verschieden von dem, welchen uns der selige Vater in so belehrender und liebevoller Weise ertheilt hatte. Da es fest beschlossen und auch mein Wunsch war, Theologie zu studiren, so hatte ich griechische und lateinische Privatstunden mit noch drei anderen Jungen bei einem alten Magister, sah aber bald ein, daß ich bei diesem etwas wunderlichen Manne doch nicht genug zu lernen vermochte, um sogleich die Universität beziehen zu können, sondern daß es nothwendig

sei, wenigstens ein bis zwei Jahre vorher auf ein ordentliches Gymnasium zu gehen. Ursprünglich hatte ich Ostern 1746 confirmirt werden sollen, doch war durch des Vaters Tod eine Verzögerung eingetreten, so daß erst ein Jahr später diese feierliche Handlung vollzogen wurde. Mit mir zugleich wurde auch mein jüngerer Bruder Theodor eingesegnet. Es war eigentlich dessen Wunsch, Künstler oder Naturforscher zu werden, um ferne Länder bereisen und dort Gegenden und Thiere zeichnen zu können; allein daß dies eine Unmöglichkeit sei, sahen wir bald ein. Woher hätte die Mutter die Mittel nehmen sollen, um meinem Bruder die Wahl eines so kostspieligen Berufes gestatten zu können, welcher eine so geringe Aussicht auf sichere Einnahme gewährte? Das Studium der Natur und Kunst ist nur für reiche junge Leute, denen es auf ein paar Tausend Thaler Ausgabe mehr oder weniger nicht ankommt, vorausgesetzt, daß sie die nöthigen Fähigkeiten dazu besitzen. Wer seinen Reichthum solchem Zwecke opfert, thut wohl daran, und es ist besser, als wenn sie in verschwenderischem Müssiggang in großen Städten leben, Geld und Gesundheit vergeuden und

weder sich selbst, noch der Welt im mindesten nützen.

Da mein Bruder Theodor viel Lust und Geschick zum Zeichnen besaß, meine Mutter aber nicht die Mittel hatte, ihn studiren oder sonst auf kostspielige Weise ausbilden zu lassen, so beschloß unser Vormund, ein Kaufmann in Colberg, daß er zu einem Stuben- und Schiffsmaler in die Lehre kommen solle. Es war zwar eine betrübende Sache für meinen armen Bruder, der so gern viel gelernt hätte, daß er jetzt nur ein gewöhnlicher Anstreicher werden solle, doch Noth kennt kein Gebot, und so mußte er sich darein fügen. Er freute sich, daß er bei dieser Profession wenigstens etwas zeichnen und die Freistunden dazu benutzen konnte, mit Kreide und Bleifeder allerlei Figuren auf dem Papier zu entwerfen.

So kam denn Theodor zu Ostern 1747 in die Lehre; er erhielt einen groben Ueberwurf von grauer Leinwand, um seine Kleidung vor den Klecksen der Oelfarbe zu schützen. Zuerst mußte er Farben reiben und Pinsel reinigen, und dann mit seinem Meister nach den Schiffen gehen, die im Hafen lagen, um hier die Kajüten zu streichen,

Galionen zu vergolden und durch allerlei Schnörkeleien zu verzieren.

Es war eine harte, schwere Zeit für den armen Jungen. Dazu kam leider noch, daß der Meister ein roher Patron war, der oft zu viel trank und dann in der Trunkenheit seinen Lehrburschen nicht allein auf das gröbste schimpfte, sondern auch mit dem Farbepinsel hinter die Ohren schlug, daß sein Gesicht in allen Farben des Regenbogens schimmerte, oder ihm mit dem breiten Lineal den Rücken maß. Auch wollte er kaum leiden, daß mein Bruder in den Feierabendstunden und des Sonntags Nachmittags zeichnete, und sagte, dies sei nur dummes Zeug und Papierverschwendung, und ein Stuben- und Schiffsmaler solle kein Künstler, sondern nur ein einfacher Handwerksmann sein, der nach der Schablone zu arbeiten verstehe. So mußte Theodor denn oft verstohlen in seiner kalten, halbdunklen Dachkammer zeichnen und sich weiter auszubilden suchen, und lernte das harte Loos der Dürftigkeit schon von Jugend an kennen. Zum Glück hatte ihm die Natur einen heitern, leichten Sinn gegeben, ja er war sogar von einem gewissen Hang zum Leichtsinn nicht ganz freizusprechen.

Sein Hauptvergnügen war, wenn er auf den Schiffen malen durfte und die Schiffscapitäne und erfahrenen Seeleute kennen lernte, die ihm von ihren Reisen in den fernen Ländern erzählen konnten. Zwar segelten die meisten Schiffe aus dem Colberger Hafen nicht viel weiter als nach Holland, England, Frankreich und Rußland, allein von den Seeleuten hatten doch schon viele, namentlich auf holländischen Schiffen, weite Reisen, nach Amerika, Afrika und Asien gemacht, und wußten viele Geschichten und Abenteuer aus fremden Ländern zu erzählen.

Mein Bruder hörte dann sehr eifrig zu und sagte häufig zu mir: „Wäre die Mutter jetzt nicht hier, und müßte ich nicht fürchten, daß sie sich darüber betrübte, so würde ich sicherlich davonlaufen, mich dann auf einem Schiffe vermiethen und dahin streben, auch in jene fremden Länder zu kommen.“

Ich suchte ihm natürlich so gut als möglich solche abenteuerliche Gedanken auszureden und erinnerte ihn an das alte gute Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“ Viel Eindruck machten jedoch meine Ermahnungen nicht auf ihn, und wiederholt sagte er: „Du sollst sehen, daß ich doch noch einmal in fremde Länder

gehe; Colberg ist mir zu klein und beengt, und ich müßte verzweifeln, sollte ich mein ganzes Leben hier verweilen."

Ich selbst arbeitete jetzt, so viel ich nur konnte, weil ich gern schnell vorwärts kommen und recht viel lernen wollte. Um etwas Geld zu verdienen, hatte ich es unternommen, in den Abendstunden von sechs bis acht Uhr in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers und Bierbrauers, Nettelbeck, dessen Söhnen Privatstunde in Rechnen, Geographie und anderen Unterrichtsgegenständen zu geben. Ich erhielt für zwei Stunden drei Groschen und gewöhnlich auch noch ein Abendbrot, obgleich dies eigentlich nicht mit ausbedungen war, und somit konnte ich jede Woche an vier Abenden zwölf Groschen verdienen. Das half denn schon immer etwas vorwärts, und ich konnte mir Bücher, Schreibmaterialien und was sonst zum Studiren gehört, ja, auch mein Schuhzeug selbst bezahlen, und brauchte der Mutter hierin nicht mehr zur Last zu fallen. Dieses selbstverdiente Geld machte mir große Freude, und wenn mir der alte Nettelbeck, der ein sehr braver, lieber Mann war, an jedem Sonnabend Abend meine zwölf Groschen auf den Tisch zählte und ich sie schmunzelnd einstrich, fühlte ich mich rei-

cher wie ein Crösus. Man glaubt gar nicht, welch ein schönes Gefühl darin liegt, sich selbst Geld verdienen zu können, und die reichen Leute, denen Alles schon von Jugend auf ohne Mühe und Arbeit, so von selbst in den Schooß fällt, entbehren diesen wie manchen andern Genuß.

Mein Hauptschüler hieß Joachim Nettelbeck, und war der älteste Sohn des Brauers. Er war ein wilder und unbändiger, aber äußerst aufgeweckter Junge, der freilich nicht viel Sitzfleisch hatte und von allzu langem Lernen kein Freund war, allein mit seinem guten Kopf Alles sehr schnell begriff, so daß es wirklich ein Vergnügen war, ihm Unterricht zu ertheilen. Dabei hatte der Junge das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn er auch wohl viele ungezogene und wilde Streiche verübte, war er doch sehr gutmüthig, so daß ich ihn liebgewann und gern mit ihm verkehrte.

Dieser Joachim Nettelbeck ward später ein sehr tüchtiger Schiffscapitän, der preußische Schiffe auf weiten Reisen führte und sich in jeder Hinsicht einen geachteten Namen erwarb. Er lebt noch jetzt als angesehener Bürger in seiner Vaterstadt Colberg, und kann so recht als das Muster eines fleißigen und tüchtigen Man-

nes, der alle seine Pflichten gegen Gott, die Obrigkeit, seine Familie und seine Mitmenschen redlich erfüllt, gelten. Ich habe ihn noch wiederholt im Leben getroffen und mich dann stets an seinem tüchtigen, kerngesunden Wesen erfreut. Solche Leute sind eine wahre Zierde des deutschen Bürgerthums, und der preußische Staat kann mit vollem Rechte stolz darauf sein, daß in allen seinen Städten eine Menge derartiger Männer leben.

Von meinem sonstigen Leben als armer Schüler in Colberg ist mir nicht viel erinnerlich geblieben, was werth wäre in dieser Familien-Chronik verzeichnet zu werden. Eine Woche war wie die andere, und Arbeitsamkeit und Genügsamkeit herrschten in dem kleinen Häuslein, welches meine Mutter bewohnte. Ihre Gesundheit, die eine Zeit lang sehr schwach gewesen war, hatte sich allmählich wieder mehr gekräftigt, und da sie im Lauf der Zeit auch in Colberg bekannter wurde und mehr Mädchen ihre Schule besuchten, so konnte sie sich auch ein paar Thaler zurücklegen, oder sich manche kleine Bequemlichkeit, welche sie anfänglich entbehren mußte, verschaffen. Dazu kam, daß mein ältester Bruder, Friedrich Wilhelm, zu Ostern 1748 bei seinem

Oberförster ausgelernt hatte und jetzt eine Stelle als Jägerbursche bei einem vornehmen Grafen in Ostpreußen annahm, wo er vierzig Thaler Gehalt erhielt, so daß die Mutter nicht mehr für seine Kleidung zu sorgen brauchte. Leider verursachte ihr mein Bruder Theodor damals einen tiefen Herzenskummer, den sie niemals wieder ganz vergessen konnte. Er hatte in seiner Lehrzeit wirklich viel gearbeitet und konnte so hübsche Zeichnungen anfertigen, daß es eine wahre Freude war, sie anzusehen, und alle Menschen kaum begriffen, wie der Junge dies Alles so aus sich selbst heraus gelernt hatte, allein seine Lust, in die weite Welt zu gehen und allerlei Abenteuer zu erleben, nahm mit der Zeit eher noch zu, als daß sie sich vermindert hätte. Dazu kam, daß sein alter versoffener Meister, der es nicht zu ertragen vermochte, daß sein Lehrling schon besser zeichnen und malen konnte als er selbst, und alle Leute ihn lobten, eigentlich auf seine Geschicklichkeit neidisch war, und ihn oft roh und schlecht behandelte. Je älter aber mein Bruder ward, desto mehr sträubte er sich gegen diese Behandlung, und es war vorauszusehen, daß dies Verhältniß zuletzt doch kein gutes Ende nehmen werde. Ich redete Theo-

der zwar öfters in Güte zu, daß er alles Unangenehme doch in christlicher Geduld ertragen, und dabei denken solle, daß solch' Verhältniß ja nicht mehr lange Zeit dauern würde, allein er meinte: „Ich habe nun einmal nicht so kaltes Fischblut wie Du, und will meine besten Jugendjahre nicht bei diesem alten versoffenen Grobian, bei dem ich doch nichts lernen kann und der mich schlechter behandelt als ein Bauer seinen Pferdejungen, verkümmern." Ich hoffte immer noch, daß blos der augenblickliche Unmuth meinem Bruder solche Worte eingab, und er doch nicht zu einer wirklich unbesonnenen That schreiten würde.

Eines Abends im März 1748 kam aber Joachim Nettelbeck zu mir gelaufen, und brachte mir einen Brief meines Bruders Theodor, den ihm ein Schiffer auf der Colberger Rhede gegeben hatte. Voll banger Erwartung erbrach ich diesen und las zu meinem Schrecken, daß mein Bruder heimlich aus der Lehre fortgelaufen und mit dem Colberger Schiff „Christian", welches dem Schiffer Jansen gehörte, als Schiffsjunge vorläufig nach Amsterdam gesegelt sei. Von dort wollte er dann weiter nach Amerika oder Afrika, oder in irgend ein anderes fernes Land reisen. Er habe am gestrigen Abend mit seinem völlig

betrunkenen Meister wieder einen argen Streit gehabt und dieser zuletzt einen großen Stock ergriffen, um ihn zu prügeln, da sei ihm endlich doch auch die Geduld gerissen, er habe den Stock dem Meister aus der Hand gerungen und nun diesem, der in seiner Trunkenheit keinen sonderlichen Widerstand zu leisten vermochte, selbst einige Streiche versetzt, ihn darauf in die Kammer auf das Bett geworfen und eingeschlossen. Sein kleines Bündel mit seinen wenigen Sachen sei bald gepackt gewesen, und dann sei er zu Schiffer Jansen, der, wie er wußte, schon segelfertig im Hafen lag, und welcher sich stets sehr freundlich gegen ihn gezeigt hatte, gelaufen und habe diesen so lange gebeten, ihn doch mitzunehmen, bis er zuletzt darein gewilligt. So furchtbar schwer es ihm auch nun werde, ohne Abschied von der Mutter zu nehmen, in die weite Welt zu laufen, so habe er doch nicht anders handeln können, und es sei ihm unmöglich gewesen, vor die Mutter zu treten und dieser seinen festen Entschluß, von dem ihn nichts abbringen könne, mitzutheilen. Ich möge als sein Bruder daher nur der Mutter allmählich diese traurige Nachricht beibringen und sie in seinem Namen viel tausendmal um Verzeihung bitten,

daß er ihr jetzt solch' schweren Kummer bereitet habe; er könne aber wirklich nicht anders handeln. Uebrigens werde er auch in der Fremde stets mit Ehren leben und hoffe, daß er auch dort unserem Namen keine Schande machen und dereinst, wenn auch vielleicht erst nach langen Jahren, geachtet und geehrt in seine Heimath zurückkehren werde. Bevor er sich übrigens keine feste Stellung errungen habe, würden wir nicht wieder von ihm hören.

Das hatte mein Bruder Theodor mit Bleistift an mich geschrieben, und ich dachte, ich müsse vor Schreck und Bestürzung in die Erde versinken, als ich diesen Brief las. Was würde die arme, arme Mutter empfinden, wenn sie die Nachricht erfuhr, daß ihr Theodor wie ein Taugenichts in die weite Welt gelaufen sei. Mir stürzten die Thränen aus den Augen, und der Joachim Nettelbeck, der dabei gestanden und theilnehmend mit angesehen hatte, wie sich beim Lesen dieses Briefes meine Gesichtsfarbe veränderte und vor Schreck ganz bleich wurde, sagte: „Wie kann Sie das so betrüben, daß der Theodor jetzt zu Schiff gegangen ist? Kein besseres Leben giebt es auf der Welt, als das eines Seemannes, und wenn mein Vater wollte, daß ich auch so ein

Farbenklecksser und kein Schiffer werden sollte, ich liefe ihm zehntausendmal fort und ginge doch zur See, und wenn sie mich mit Ketten hier fest-schließen wollten."

Ich ging nun eiligst zur Mutter, um dieser nach und nach die Schreckensnachricht beizubringen, allein es war schon zu spät. Eine geschwätzige Frau Nachbarin hatte es auch schon gehört, daß Theodor seinen Meister geprügelt und heimlich zur See gegangen sei, und war nach Art solcher Weiber, die ihre Zungen auch keinen Augenblick im Zaum halten können, und wenn sie durch ihre Schwatzhaftigkeit auch noch so viel Unheil anrichten, sogleich zur Mutter gelaufen, um ihr diese Nachricht, womöglich noch arg übertrieben, mitzutheilen. Da war denn natürlich viel Schreck und Bestürzung bei meiner armen Mutter, und ich fand sie todtenblaß und heftig weinend. Sie stürzte auf mich zu und wollte von mir die tröstliche Versicherung haben, daß die Nachricht gelogen und Theodor nicht heimlich aus der Lehre und auf ein Schiff gelaufen sei, allein ich konnte ihr jene leider nicht geben, sondern mußte bestätigen, daß er fort sei. Da die Mutter die Hauptsache nun einmal wußte, so gab ich ihr auch den Brief Theodor's

zu lesen. Sie ging damit in ihre Schlafkammer, und ich konnte hören, wie sie laut schluchzte und wiederholt ausrief: „Mein Sohn, mein Sohn, wie kannst Du mir solchen Kummer bereiten!“ Die arme Mutter, ich kann es hier gar nicht niederschreiben, wie sehr sie mich in diesem Augenblick dauerte, und ich vergaß ganz meinen eigenen Schmerz über dem ihrigen.

Während ich nun die geschwätzige Nachbarin und noch einige andere Weiber, die sich inzwischen eingefunden hatten und meine Mutter trösten, eigentlich aber nur schwatzen und skandaliren wollten, aus dem Hause trieb und mich vor die Hausthür stellte, um Niemanden hereinzulassen, kam der alte versoffene Meister, bei dem mein Bruder in der Lehre gewesen war, so schnell er nur konnte, pustend und schnaubend die Straße herauf geeilt. Hinter ihm her liefen Joachim Nettelbeck und dessen jüngerer Bruder, der auch Unterricht bei mir hatte. Der Meister hatte seinen schweren Rausch die Nacht über ausgeschlafen und sich nun am Morgen daran erinnert, wie sein Lehrjunge ihm einige Hiebe gegeben und dann fortgelaufen sei. Er schien auf den Aerger wieder etwas getrunken zu haben, denn er sah ganz roth im Gesicht aus und schrie mir schon

aus der Entfernung zu: „Wo ist der Halunke, der Taugenichts, mein weggelaufener Lehrbursche, ich will ihm lebendig das Fell über die Ohren ziehen, und ich will ihn hauen, daß er gelb und blau und grün auf dem Rücken wird.“

Mich verdroß solch rohes Geschimpfe, und ich antwortete heftig: „Mach' Er nicht solch einen Lärm auf der Straße, Meister, mein Bruder, der Theodor, ist fort zur See und schwimmt jetzt schon mit der Schoonerbrigg Christian auf dem Wasser, und Er allein trägt durch Sein rohes und gemeines Benehmen gegen ihn die Schuld daran; denn hätte Er meinen Bruder behandelt, wie es sich gehört, so wäre dieser nicht fortgelaufen.“

Der Mann gerieth indeß noch immer mehr in Zorn und Wuth und schrie mir zu: „Was, so ein rotznasiger Schulbube, wie Du bist, will mir noch gar Vorwürfe machen! Der weggelaufene Lehrbursche ist ein Halunke und Spitzbube, der noch einmal am Galgen hängen wird. Ich will nur rasch sehen, ob der Bursche mich nicht auch bestohlen hat, zutrauen kann man diesem Galgenvogel Alles.“

Da übermannte mich nun aber der gerechte Zorn, als der Kerl sogar wagte den ehrlichen Namen meines Bruders zu verunglimpfen; ich

trat mit der geballten Faust zu ihm hin und rief heftig: „Wahre Er Seine Zunge, Er besoffener Grobian. Wie kann Er sich wohl unterstehen, den ehrlichen Namen meines Bruders zu verunglimpfen und ihn eines Diebstahls beschuldigen zu wollen?"

„Ach was, Du junger Bursche willst mir wohl gar drohen? Deinem Bruder kann man Diebstahl und jedes andere Verbrechen zutrauen, der ist zu Allem fähig," antwortete der Malermeister, mich dabei am Kragen packend und zur Seite schiebend.

Da ward ich aber so zornig, daß ich an gar keine weiteren Folgen mehr dachte, und hieb den Kerl mit der geballten Faust so derb in das Gesicht, daß ihm gleich das Blut aus der Nase stürzte. Ich wäre gegen den starken Mann entschieden unterlegen und von ihm furchtbar durchgeprügelt worden, wenn nicht alsbald die beiden Nettelbeck'schen Jungens mir zu Hülfe gekommen. „Hurrah, drauf, gebt's dem Grobian!" schrie Joachim Nettelbeck, stürzte auf den alten Malermeister los und packte ein Bein von ihm, um ihn umzureißen, während sein Bruder, diesem Beispiele folgend, das andere heftig angriff. Auch ich umfaßte den Leib, und achtete gar nicht der

schweren Faustschläge, die ich dabei erhielt. Unseren vereinten Angriffen war der betrunkene Mann nicht gewachsen, er fiel bald darauf zur Erde und erhielt nun, am Boden liegend, noch sein gehöriges Theil Püffe und Knüffe von uns. Als wir unsern besiegten Feind ordentlich durchgeprügelt hatten, liefen wir fort und überließen es ihm, wieder aufzustehen und nach Hause zu hinken. Es war nur ein Glück, daß die Mutter in ihrer nach dem Hofe liegenden Kammer war und von dem ganzen wüsten Streite nichts gehört hatte, sonst wäre ihr Schmerz dadurch noch vermehrt worden.

Der Malermeister hatte mich anfänglich bei dem Schulvorstande und dem Gerichte verklagen wollen. Glücklicher Weise hatten jedoch einige Zeugen gehört, daß er meinen Bruder einen Spitzbuben genannt und des Diebstahls beschuldigt hatte, was offenbar eine Verleumdung gewesen, denn er hatte beim Fortlaufen nur seine eigenen Sachen mitgenommen und seinem Meister nicht für einen Pfennig an Werth entwendet. Der alte Brauer Nettelbeck, an den ich mich in meiner Verlegenheit wandte, und der mir hierin wie in Allem mit Rath und That beistand, war zu dem Malermeister gegangen und

hatte ihm gesagt, daß, im Fall er mich verklagen wolle, ich auch gegen ihn die Klage erheben würde, denn er habe meinen Bruder verleumdet und fälschlich des Diebstahls beschuldigt. Da war er zu der Einsicht gekommen, daß er bei dem gegenseitigen Verklagen doch den Kürzeren ziehen würde, und hatte aus der ganzen Sache weiter nichts gemacht, was für uns Beide auch wohl das Beste war, denn bei dem Verklagen und Processiren kommt selten etwas heraus, und die Advocaten sind in der Regel die Einzigen, welche Vortheil davon haben.

So machte uns mein Bruder Theodor im März 1748 durch sein unbesonnenes Fortlaufen großen Kummer, und besonders meine arme Mutter hat den Schmerz darüber niemals wieder ganz verwunden. Von den weiteren abenteuerlichen Schicksalen meines Bruders in fernen Ländern, wie er zu Ruhm und hohen Ehren kam und sich einen angesehenen Namen erwarb, werde ich später in dieser Chronik noch gar manches Merkwürdige zu verzeichnen haben. Man kann daraus ersehen, wie wunderbar oft die Schicksale des Menschen sind und welche Wege Gott ihn wandeln läßt, um ihn nicht in sein Verderben zu führen.

Im Sommer des Jahres 1748 kam ein kleines hübsches Mädchen von fünf Jahren, die Tochter eines Kaufmanns in Colberg, in die Schule zu meiner Mutter, um lesen zu lernen. Das Kind hatte so treuherzige braune Augen und die blonden Locken hingen ihr so nett um das Köpfchen, daß ich mich gleich auf den ersten Blick zu ihr hingezogen fühlte. Ich beschäftigte mich gern mit ihr, half ihr beim Lernen und freute mich, daß sie gute Fortschritte machte; bald wurde sie auch der besondere Liebling meiner Mutter. Wie hätte ich aber damals ahnen können, daß diese kleine blonde Marie achtzehn Jahre später meine liebe, treue Gattin wurde, mit welcher ich nun schon neunundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe lebe und meinen Schöpfer täglich recht innig dafür danke, daß er mir ein so prächtiges Weib zur Lebensgefährtin gegeben hat.

Zu Ostern 1749 mußte ich Colberg verlassen, um noch ein Jahr das Gymnasium in Stettin zu besuchen. Ich freute mich sehr, ein Stücklein von Gottes großer, schöner Welt kennen zu lernen, denn bisher war ich nicht weiter als vier bis fünf Meilen im Umkreise von Colberg gewesen, und meiner Geburtsstadt Halle vermochte ich mich der frühesten Jugend wegen nicht zu

erinnern; allein der Abschied von meiner Mutter schmerzte mich doch sehr.

Es war unsere Absicht gewesen, daß meine Schwester Christina, welche bisher in der von Wedel'schen Familie gelebt hatte und jetzt zu einem wunderschönen Mädchen herangewachsen war, zu der Mutter kommen und bei ihr bleiben solle, damit diese nicht allein sei; aber sehr bald merkte Letztere, daß Christina nicht mehr für einen kleinen bürgerlichen Haushalt passe. Sie war durch das Leben in der vornehmen Familie verwöhnt und hatte Ansprüche kennen gelernt und Sitten angenommen, die für unsere bescheidenen Lebenskreise nicht gut paßten. Wenn die Mutter ihr sagte, sie solle den Besen nehmen und die Straße vor unserem Hause fegen, wie alle rechtschaffenen Colberger Bürgerstöchter dies thaten, so machte sie ein gar trübseliges Gesicht, und wenn sie die Gemüsebeete im Garten ausjäten oder bei dem Waschen behülflich sein sollte, so hätte sie sich womöglich gern Handschuhe angezogen, um ja ihre weißen Händchen nicht zu verderben. Wenn sie nun aber von eigentlichen wirthschaftlichen Arbeiten äußerst wenig verstand, so konnte sie dafür desto besser französisch parliren und Klavier spielen;

sie war überhaupt ein elegantes und gewandtes Frauenzimmer, die selbst in der vornehmsten Gesellschaft nicht verlegen wurde und sich vollkommen an ihrem Platze fühlte. Für die Waise eines armen Landpastors waren dies freilich Eigenschaften, die keinen großen Werth hatten und sogar eher Unheil anrichteten, als zum Segen gereichten. Die Mutter fühlte jetzt selbst, daß mein seliger Vater vollkommen recht gehabt hatte, als er widerrieth, daß Christina in der von Wedel'schen Familie erzogen werden sollte, weil sie sich dort nur vornehme Manieren angewöhnen könne. Jetzt war es zu spät, und da meine Schwester sich in unserer kleinen Hauswirthschaft sehr unglücklich fühlte und keinen Nutzen stiftete, so gab die Mutter ihrem dringenden Wunsche nach und erlaubte, daß sie zu Johannis 1749 wieder in die von Wedel'sche Familie zurückkehren durfte, wo man sie gern aufnahm.

Meine Schwester Christina ist mir ein lehrreiches Beispiel gewesen, daß es für junge Bürgermädchen gar nicht paßt, wenn sie vornehme Manieren annehmen und Sachen lernen, welche für ihre Verhältnisse ohne praktischen Werth sind; so manches Mädchen wird dadurch für

ihr ferneres Leben unglücklich, und heirathet sie vielleicht später einen Mann, der nur ein bescheidenes bürgerliches Leben führen kann, so dürfte ihre Ehe schwerlich eine zufriedene werden und der arme Gatte es zu beklagen haben, daß seine Frau leider nur allerlei unnütze Sachen gelernt hat, während ihr die nöthigsten wirthschaftlichen Kenntnisse mangeln.

Meiner Schwester Christina sollte ihre vornehme, adelige Erziehung auch gerade nicht zum wahren Segen gereichen. Zwar ward sie selbst dem Range nach noch eine russische Fürstin, denn sie heirathete einen reichen Fürsten in Moskau, doch möchte ich bezweifeln, daß ihre Ehe trotz Rang und Reichthum eine wirklich glückliche gewesen ist und ihr so wahre innere Befriedigung gewährt hat, als wenn sie einem braven Mann ihres eigenen Standes ihre Hand gegeben. „Gleich und Gleich gesellt sich am besten,“ sagt das Sprichwort mit Recht, und ich halte es selten für ein Glück, wenn ein deutsches Bürgermädchen in eine vornehme Familie hinein heirathet. Sie wird dann doch nur in der Familie ihres Mannes geduldet und muß im Geheimen so manche Demüthigungen ertragen, die mit Recht ihr besseres Selbst arg verletzen werden.

Von den Schicksalen meiner Schwester Christina, und wie es kam, daß ein russischer Fürst ihr seine Hand reichte und sie zu seiner Ehegattin erhob, werde ich später in dieser Chronik noch Manches mittheilen.

Der Abschied von meiner Mutter war überstanden, das Auge von den Thränen, die er gekostet, getrocknet, und mit dem frohen Gefühl der kräftigen Jugend wanderte ich am 15. April 1749 aus Colbergs Thore gen Stettin. Es war ein schöner heller Frühlingstag, denn ich niemals vergessen werde; die Saaten standen so hellgrün, die Lerchen stiegen, dem Schöpfer ihren Lobgesang bringend, hoch in den blauen Himmel hinauf und überall an den Sträuchern und Bäumen trieben die ersten grünen Sprossen und Blüthenkeime mit Macht hervor. Es ist doch etwas wunderbar Schönes um einen so klaren, sonnigen Frühlingstag, und wenn auch jede Stunde unseres Lebens uns an Gottes Gnade und Allmacht erinnern soll, so wird man doch niemals so sehr sich dessen Güte, mit der er unsere Erde so reich ausschmückte und den Menschen mit so vielen Gaben überhäufte, bewußt, als wenn man mit frohem Sinn und kräftigem Körper an einem Frühlingsmorgen über die Flu-

ren dahin wandelt. Dies unbeschreiblich schöne Gefühl empfand ich auch wieder so recht an jenem mir unvergeßlichen Morgen, als ich aus Colbergs Mauern nach Stettin wanderte. Meinen Koffer mit Büchern und sonstigen Habseligkeiten nahm ein Küstenschiffer von Colberg nach Stettin mit, und so trug ich nur ein leichtes Ränzel auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand. Ich kam mir jetzt ordentlich schon als ein völlig erwachsener Mann vor, da ich so frei und selbstständig in die Welt hinein wandern konnte, und empfand kein geringes Selbstgefühl, als ich mir in einer Dorfkneipe, drei Meilen von Colberg, einen Eierkuchen zum Mittagessen bestellte. Dann ging ich noch zwei Meilen weiter, so daß ich fünf Meilen zurücklegte, und blieb die Nacht auf einem Pfarrhofe, wo der Pfarrer, früher ein guter Bekannter meines seligen Vaters, mich mit großer Gastfreundschaft aufnahm.

Am andern Morgen ging es weiter, und so kam ich ohne besondere Abenteuer und Fährlichkeiten am fünften Tage nach meiner Abreise aus Colberg in Stettin an. Diese ganze Fußreise hatte mir nur zwei Thaler gekostet, und dies war äußerst erwünscht für mich, da meine Geld=

mittel sich in sehr knappem Zustande befanden. Mehr als hundert Thaler jährlich konnte mir meine gute Mutter selbst bei der größten Aufopferung nicht mitgeben, und davon mußte ich Wohnung, Nahrung, Kleidung, Schulunterricht und Bücher bezahlen. Da hieß es freilich jeden Pfennig zu Rathe ziehen, und wenn man einen Groschen sparen konnte, so war dies schon äußerst willkommen.

Ich hatte übrigens von Colberg mehrere sehr gute Empfehlungsbriefe an Kaufleute und Schiffer in Stettin, und hoffte dadurch einige Freitische in der Woche zu bekommen; auch an den Rector des Gymnasiums hatte ich ein Empfehlungsschreiben, in dem dieser dringend gebeten wurde, mich, wenn möglich, für das halbe Schulgeld aufzunehmen, was damals mitunter bei armen Schülern geschah.

So wanderte ich denn frohen Muthes, obgleich freilich dabei stark hinkend, da ich zuletzt doch die Füße aufgelaufen, in die alte, berühmte Handelsstadt Stettin ein. Die hohen Häuser, die mächtigen Speicher und Läden und das Gewühl von Menschen, dann auch die vielen Schiffe die auf der Oder vor der Stadt lagen, machten einen gewaltigen Eindruck auf mich, und ich er=

kannte sogleich, daß ich mich jetzt in einer wirklich großen Handelsstadt, mit welcher sich Colberg freilich nicht im mindesten vergleichen ließ, befand. Im Uebrigen waren die meisten Straßen noch finsterer und die Luft noch beengender, und von Sonnenschein, grünen Bäumen, Feldern und Gärten sah man in der von hohen Wällen umschlossenen und stark befestigten Stadt eben so wenig als in Colberg.

Mir war zur Einkehr eine kleine Schifferherberge anempfohlen worden, die hart am Hafen lag und in der die Colberger Küstenfahrer gewöhnlich ihr Wesen hatten, und so frug ich mich denn auch dahin durch, und brachte der Wirthin, die anfänglich mich sehr verwundert ansah, daß in dieser, sonst nur von Seeleuten besuchten Herberge ein fahrender Schüler einkehre, mehrere Grüße von bekannten Colberger Schiffern, worauf die dicke Frau mich denn sehr freundlich aufnahm, meine stark angeschwollenen, blutenden Füße mit Branntwein wusch und mit Talg bestrich und mir dann ein reines Bett und ein gutes Nachtessen für einen sehr wohlfeilen Preis gab. Mein erstes und wichtigstes Geschäft am nächsten Morgen war nun, mir mit Hülfe des Sohnes der Wirthin eine bescheidene Woh-

nung, wie solche für meine Verhältnisse paßte, zu miethen.

Es glückte mir, ein kleines Stüblein, drei Treppen hoch, inclusive Frühstück bei einer alten Wittfrau für neun Thaler vierteljährlich zu erhalten. Zwar waren die Treppen so eng und steil wie eine Hühnersteige, und ich mußte erst über Höfe und Gänge laufen, ehe ich in meine Wohnung kam, allein dafür genoß ich auch aus den Fenstern eine prächtige freie Aussicht über die Oder mit ihren vielen, vielen Schiffen, und die liebe helle Morgensonne schien klar und freundlich in mein Stüblein herein. Ich freute mich ungemein, daß es mir gelungen solche Wohnung, in der ich Luft und Licht hatte, und wo die Fenster nicht auf eine enge, finstere Straße gingen, zu bekommen und betrachtete dies gleich als ein gutes Omen für meinen Aufenthalt in Stettin. Die helle Morgensonne so recht zum fleißigen Studium zu benutzen, nahm ich mir ganz fest vor. Heißt es doch mit Recht: „Aurora musis amica."

Nun war noch ein schwerer Gang zu machen, vor dem ich nicht wenig Angst und Sorge trug, nämlich zu dem Rector des Gymnasiums, bei dem ich ein Examen rigorosum bestehen mußte, in welche Klasse

ich kommen solle. Ich hoffte sehr, daß ich in die Prima kommen möchte, war mir jedoch bewußt, daß ich bei dem theilweise nur mangelhaften Unterricht, den ich in Colberg erhalten hatte, in einigen Zweigen der Wissenschaft noch etwas zurückgeblieben sei. Im Lateinischen zwar glaubte ich immerhin einen leidlichen Primaner abgeben zu können, aber im Griechischen haperte es leider noch oft. Auch wegen der Schenkung des halben Schulgeldes war für mich die Sache von der höchsten Bedeutung, denn mußte ich wirklich das ganze Schulgeld bezahlen, so war es mir nur unter den allergrößten Entbehrungen möglich, mit meinen 100 Thalern jährlich in Stettin auszukommen.

Als ich mich zuerst in die Wohnung des Rectors begab, nahm mir der Famulus mein Empfehlungsschreiben ab und ließ mich lange in dem Vorzimmer, das von oben bis unten ganz mit Bücherrepositorien angefüllt war, warten. Ganz gewaltig gelehrt sah es hier aus, und ich merkte gleich, daß ich nun erst in die rechte Gelehrsamkeit kommen werde. Nach zehn Minuten kam der Famulus, ein kleiner dürrer Mann von griesgrämigem Wesen, wieder heraus und sagte, der Herr Rector habe meinen Brief gelesen, aber

jetzt habe er keine Zeit, mich zu sprechen, und lasse mir sagen, am andern Morgen pünktlich um sieben Uhr wieder hier zu sein, um mich prüfen zu lassen. So hatte ich denn noch einen Tag länger Frist, und benutzte solchen, um in der Stadt umherzulaufen und mir ganz Stettin in- und auswendig recht genau zu besehen. Die Umgebung war wunderhübsch, ungleich schöner als daheim in Colberg, und ich erinnere mich noch, mit welcher großen Freude ich auf den Hügeln bei Gollnow stand und meinen Blick über die weite Fläche der Oder schweifen ließ. Es ist doch etwas Prächtiges um eine schöne Gegend, und obgleich man gewiß überall glücklich und zufrieden sein kann und das wahre Glück eines Menschen nur von seinem inneren Zustande, und nicht von seiner äußeren Umgebung abhängig ist, so sind diejenigen, welche in einer sehr schönen Natur wohnen, doch nicht wenig bevorzugt gegen alle die, bei denen dies weniger der Fall ist.

Am andern Morgen putzte ich mich dann so gut heraus, wie es mir bei meinen dürftigen und geringen Kleidern möglich war, und wandte selbst zwei Groschen daran, so hart mir auch diese Ausgabe kam, um mir bei einem Friseur meinen Zopf neu flechten und das Haar frisiren und

pudern zu lassen. So äußerlich auf das beste angethan, innerlich aber vor Angst erglühend, trat ich mit dem Glockenschlag sieben Uhr wieder in das Haus des Rectors ein. Der Famulus, ein alter widerwärtiger Bursche, der aus Neid und Schadenfreude zusammengesetzt zu sein schien — er war, wie ich später erfuhr, ein wiederholt im Examen durchgefallener Studiosus theologiae, der vom Rector, seinem weitläufigen Verwandten, in das Haus genommen und als Secretarius verwandt wurde — empfing mich mit höhnischem Lächeln. „Habt Euch ja gewaltig herausgeputzt, und seid pünktlich wie ein Militarius! So etwas hilft aber bei dem Examen rigorosum zu nichts. Der Herr Rector sehen nur auf die Wissenschaft, und lieben es, scharf auf den Zahn zu fühlen. Sind der gestrenge Herr heute morgen etwas verdrießlich und nicht in contenter Stimmung; werdet einen harten Stand haben, und wenn Ihr wirklich in die Secunda kommen solltet, könnt Ihr schon von Glück sagen." So sprach der schlechte, mißgünstige Kerl in der Absicht, mich einzuschüchtern. Aber gerade diese offenbare Bosheit verfehlte ihren Zweck gänzlich bei mir, mein inneres Selbstgefühl empörte sich über diese Heimtücke eines Menschen, dem ich

doch niemals etwas zu Leide gethan hatte, und ich nahm mir vor, seine schlechten Absichten zu Schande werden zu lassen und möglichst ruhig und unbesorgt zu sein.

Als der Famulus daher nach einer halben Stunde, die ich wieder in der Bibliothek gewartet hatte, mich in das Studirzimmer des Rectors hineinrief, trat ich mit ungleich ruhigerem Herzen dort ein, als ich vorher beim Eintritt in das Haus gehabt hatte.

Der Herr Rector, ein alter Junggesell, saß, in einen weißen Pudermantel gehüllt, auf einem Stuhl und ließ sich von dem Friseur eine große Perrücke auf dem Kopf befestigen. Er war ein großer, hagerer Mann, dem man an seiner gebückten Haltung und seiner gelben Gesichtsfarbe ansah, daß er den größten Theil seiner Zeit hinter den Büchern verbringen müsse; in seinem Gesichte lag zwar Strenge und Ernst, aber auch eine gewisse Güte und Rechtschaffenheit, und ich fühlte mich gleich von vornherein zu ihm hingezogen. Er redete mich nun sofort in lateinischer Sprache an und sagte scherzend, wir wollten unser Gespräch nur lateinisch fortführen, damit der Friseur einen rechten Begriff von der Gelehrsamkeit der Scholaren des Gymnasiums er=

halte, wobei ein leises Lächeln über sein Gesicht flog. Nun war es ein besonderes Glück, daß schon mein seliger Vater, der selbst sehr gut lateinisch sprach, häufig mit mir so geredet hatte, so daß ich dadurch von vornherein eine gewisse Uebung, in der lateinischen Sprache mich auszudrücken, gewann, und auch in Colberg vielfach mit meinen Schulkameraden auf unseren Spaziergängen mich lateinisch unterhielt, oft nur in der spaßhaften Absicht, den uns begegnenden Bauern und Bürgern einen besonders hohen Begriff von unserer Gelehrsamkeit beizubringen.

So antwortete ich denn jetzt dem Herrn Rector ganz unverzagt wieder lateinisch, und das schien ihm zu gefallen, denn er sprach wohl über eine Stunde über alle möglichen Dinge in dieser Sprache mit mir und sagte dabei wiederholt: „recte dixisti“ oder „bene.“ Später mußte ich auch ein Kapitel aus dem Tacitus übersetzen und erklären; da aber dieser große Classiker von jeher mein Lieblingsschriftsteller gewesen war sowie bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ging die Sache ganz gut, und der Herr Rector wiederholte auch sein „bene, bene.“ Nun aber kamen wir an das Griechische, und da haperte es mitunter verzweifelt. Mein gestrenger Examinator

schüttelte daher auch bisweilen mißbilligend den Kopf. In der Historia und Geographia, worin überhaupt nicht viel gefragt wurde, ebenso wie in der Mathematik, bestand ich aber glücklicher Weise wieder zu seiner Zufriedenheit. Nun das Endresultat dieses Examen rigorosum, das wohl an zwei Stunden dauerte, war, daß der Herr Rector mir sagte, im Griechischen sei ich zwar kaum für die Secunda reif und müsse noch viel nachholen, in allen übrigen Wissenschaften und besonders im Lateinischen könne ich aber in die Prima kommen, und so wolle er mich denn auch dahin versetzen. Wegen meiner Armuth sowie des ihm mitgebrachten Empfehlungsschreibens, und weil er auch sonst mit mir zufrieden gewesen, wolle er mir das Beneficium des halben Schulgeldes bewilligen, doch müsse dies zugleich stets ein Sporn des eifrigsten Fleißes und des untadelhaftesten Betragens für mich sein, widrigenfalls es mir wieder entzogen werden würde. Wer war glücklicher als ich, da ich diese Worte hörte. Ich küßte aus Dankbarkeit dem Herrn Rector die Hand, worauf er mich freundlich entließ und mir sagte, daß ich mich am nächsten Morgen um acht Uhr in der Aula des Gymnasiums einzufinden habe. Beim Weggehen sagte

er mir noch: „Er kann dann und wann auf ein Stündlein zu mir kommen und mit mir lateinisch sprechen; wenn Er Bücher aus meiner Bibliothek zum Studiren haben will, so soll mein Famulus Ihm solche auch geben.“

In frohem Gefühl ging ich nun in die Bibliothek zurück, wo der mürrische Famulus bei seiner Arbeit saß. Der fröhliche Ausdruck in meinem Gesichte mußte den Kerl verdrießen, und er meinte ärgerlich: „Der Herr Rector haben gewiß Gnade für Recht ergehen lassen und Euch wirklich in die Secunda versetzt?“ „Das nicht, aber in die Prima,“ antwortete ich lachend. Da machte der Murrkopf ein Gesicht wie Gift und Galle, ich aber ging in voller Herzensfreude, daß Alles so gut abgelaufen sei, fort.

Auch später, wenn ich, die Erlaubniß des Herrn Rectors benutzend, mir Bücher aus dessen Bibliothek holte, war der Famulus stets grämlich und neidisch gegen mich, wagte es indeß nicht, mich zu beleidigen, da er wußte, daß ich mich des besondern Wohlwollens seines Herrn zu erfreuen hatte.

Es muß doch ein großes Unglück sein, mit einer solchen neidischen und mißgünstigen Gemüthsart behaftet zu leben, und ich fühle stets

aufrichtiges Mitleid mit Leuten, denen ich ansehe, daß sie sich nicht über das Glück ihrer Mitmenschen freuen können, sondern solches beneiden.

Der Herr Rector bewährte mir seine Zufriedenheit während der ganzen anderthalb Jahre, die ich auf dem Gymnasium in Stettin verbrachte; ich machte von seiner Erlaubniß, ihn mitunter zu besuchen, um lateinisch mit ihm zu sprechen, fleißigen Gebrauch, und lernte dabei nicht blos die lateinische Sprache, sondern auch manches andere Nützliche. Nur mit seiner absonderlichen Abneigung gegen das Heirathen und seiner offenbaren Geringschätzung aller Frauenzimmer, die er als echter Hagestolz hegte und oft auf mir wirklich komische Weise aussprach, konnte ich mich niemals so recht befreunden, obgleich ich selbst in der ars amandi noch ganz unerfahren war. Mir wollte es stets so scheinen, als habe der Schöpfer das weibliche Geschlecht zur besondern Freude der Männer erschaffen, und daß Jeder, dem wirklich das Glück geworden ist, ein treues, liebes Weib sein eigen nennen zu dürfen, stets und alltäglich unserm Herrgott aus tiefstem Grunde seines Herzens dafür dankbar sein müsse. Ich für meine Person wenigstens möchte nicht mit einem Hagestolz

tauschen, und besäße solcher auch die Weisheit Salamonis und ständen ihm alle Schätze des Großmoguls zu Gebote.

So ward ich denn zu Ostern 1749 in die Prima des Gymnasiums in Stettin aufgenommen, und wenn ich auch im Griechischen noch weit zurück war und hart arbeiten mußte, um in der Klasse nachkommen zu können, so fühlte ich im Uebrigen doch, daß ich meinen Mitscholaren gewachsen sei.

Im Anfang wollte mir der etwas rüde und übermüthige Ton, der unter den meisten meiner Mitschüler herrschte, nicht gefallen; es gab gar manche darunter, die stets so rohe, unflätige Reden im Munde führten, daß man sich mit Ekel davon abwenden mußte, ja, einige trieben die Verworfenheit sogar so weit, daß sie Spiel und Saufgelage veranstalteten und dann sogar mit liederlichen Dirnen umherzechten. Solche Taugenichtse waren zuletzt sehr übermüthig geworden, da der Herr Rector wohl die Disciplin etwas vernachlässigte und sich mehr um seine Classiker als um das sittliche Leben der Scholaren bekümmerte.

„Der Krug geht aber so lange zu Wasser, bis er bricht," heißt es, und so hatten es diese

Burschen denn zuletzt so arg getrieben, daß eine Untersuchung eingeleitet, und ein Dutzend der Rohesten und Schlimmsten mit der Relegation bestraft wurden. Von diesen relegirten Scholaren fielen mehrere am nächsten Tage, an welchem sie in thörichtem Uebermuth noch einen großen Saufcommers veranstaltet hatten, in der Trunkenheit den preußischen Werbern in die Hände.

So lange dieselben auf dem Gymnasium waren, durften sie nicht für's Militär angeworben werden, jetzt, nach ihrer Relegation, fiel dieses Privilegium weg, und so wurden sie ohne Weiteres in den blauen Rock gesteckt und kamen unter die Corporalsfuchtel. Schon acht Tage später konnten wir unsere früheren Mitschüler auf dem Exercierplatz die Beine in die Höhe werfen, rechts- und linksum machen und von rohen Corporalen knuffen und puffen sehen, während wir ungestört unsere Studien verfolgen konnten.

Dieses harte Beispiel wirkte sehr wohlthätig auf die Uebrigen, sie sahen ein, wohin solch' schlechter Lebenswandel führen könne, und da auch unser Rector sich fortan mehr um die Dis=

ciplin bekümmerte, so wurde von nun an Alles in der Prima viel besser.

Mich, als Neuling und Fuchs, hatten die Aelteren im Anfang gehörig hänseln wollen und mir allerlei neckische Streiche gespielt. Eine Zeit lang ertrug ich dies auch ruhig, weil es nun einmal ein alter Brauch war, daß die neu angekommenen Scholaren Manches von den älteren ertragen mußten. Als mir dies aber zuletzt zu arg wurde und Manche glaubten, daß ich mir das Alles nur aus Furcht habe ruhig gefallen lassen, da trat ich anders auf und forderte den Größten und Stärksten unter denen, die mich hänselten, zu einem ehrlichen Faustkampf. Zwar war ich, ganz im Gegensatz zu meinen großen Brüdern, nur klein und anscheinend schwach von Gestalt, hatte mich jedoch von Jugend auf körperlich viel geübt und abgehärtet, wozu mein Vater uns Kinder auch mit Recht sehr streng angehalten hatte und wofür ich ihm mein ganzes Leben hindurch dankbar gewesen bin. Als ich nun meinen Gegner zu diesem Kampfe herausforderte, sah mich dieser höhnisch an und sprach: „Du Knirps willst es wagen, Dich mit mir zu messen? Ich schlage Dich ja mit einem Hiebe nieder und stecke Dich dann in meine Westentasche.“

„Nur heran!“ rief ich. „Der kleine David besiegte auch den Riesen Goliath, und wenn Du auch ein großes Maulwerk hast, so scheinst Du doch nur wenig Courage zu besitzen, und ich fürchte mich noch lange nicht vor Dir.“

Wir zogen nun unsere Röcke aus, während die übrigen Scholaren, denen ein solcher Faustkampf ein absonderliches Vergnügen machte, einen Kreis um uns schlossen, worauf die Paukerei begann.

Mein Gegner führte von oben herab einen mächtigen Hieb mit der Faust gegen mich, der, wenn er getroffen, mich zu Boden gestreckt hätte. Ich duckte mich aber nieder, so daß der Hieb sein Ziel verfehlte, sprang dann auf meinen Gegner zu, unterlief ihn, schlug ihn mit der Faust so derb auf die Nase, daß das Blut sofort herausstürzte, und stellte ihm rasch ein Bein; pardauz! stürzte er der Länge nach zu Boden, ich kniete nun auf ihn und bearbeitete sein Gesicht rechts und links so lange mit Maulschellen, bis er, vollständig besiegt, um Gnade bat. Aus diesem Kampfe war ich nun als Sieger hervorgegangen, und das hatte das Gute, daß ich fernerhin nicht mehr gehänselt wurde.

Mit der Zeit gewann ich auch einige recht

gute Freunde, mit denen ich oft zusammen arbeitete oder auch manche erlaubte Vergnügungen genoß, in so weit dies unsere sehr spärlichen Kassen gestatteten.

Eine Hauptergötzlichkeit war es für uns, an schönen Sommerabenden oft stundenweit spazieren zu gehen, wobei wir dann lateinisch mit einander disputirten oder uns über andere wissenschaftliche Gegenstände unterhielten und examinirten. Auf diese Weise wußten wir Gesundheit und Vergnügen mit Lernen auf das angenehmste und uns zuträglichste zu vereinigen. Wir kehrten gewöhnlich in einem Dorfwirthshause ein und verzehrten für einen Groschen Milch und Schwarzbrot, was dann zugleich unser Abendessen ausmachte; öfters fuhren wir auch auf dem Wasser, da der Vater eines Scholaren ein Boot besaß, übten uns im Rudern, Segeln und Schwimmen, und auch das Schlittschuhlaufen bildete im Winter eine Hauptbelustigung. So vernachlässigte ich bei allem Studium und der Arbeit in litteris doch meine körperliche Abhärtung nicht. Ich halte es auch für Jeden, der sich viel mit geistigen Arbeiten beschäftigt und Tag für Tag zehn bis zwölf Stunden hinter dem Studirtisch sitzt, für nothwendig, sich möglichst viel Bewe-

gung im Freien zu machen, und weder Wind noch Wetter zu scheuen, um sich gehörig abzuhärten. Was hilft auch alle Gelehrsamkeit, wenn der Körper nicht gesund ist, und wie kann der Geist frei und klar arbeiten, wenn der Leib, der ihn umgiebt, an so manchen Gebrechen leidet. Gar viele Gelehrte versehen es darin, daß sie fort und fort hinter ihren Büchern sitzen und sich nicht die Zeit gönnen, täglich ein paar Stunden tüchtig umherzulaufen oder im Garten zu arbeiten. Sie werden dann vor der Zeit siech und gebrechlich, und können auch in ihrer Wissenschaft nicht so viel vor sich bringen, als es sonst der Fall sein würde.

Da ich Winter und Sommer um fünf Uhr Morgens aufstand und um zehn Uhr Abends zu Bett ging, so blieb mir bei all' meinem fleißigen Arbeiten immer noch so viel Zeit übrig, um einige Stunden meiner Erholung im Freien widmen zu können.

Durch meine Colberger Empfehlungsschreiben glückte es mir, vier Freitische in der Woche zu erhalten. Der eine davon war in dem Hause eines alten braven Schiffers, der sich nun nach vieljähriger mühevoller Thätigkeit zur Ruhe gesetzt hatte und den Rest seiner Tage in beschei-

denem Wohlstande verlebte. Sowohl der Schiffer wie seine Frau waren kreuzbrave Menschen, und ich freute mich stets auf den Sonnabend, wo ich bei ihnen essen konnte. Der Alte war in seiner Jugend weit in der Welt umhergekommen, und hatte Manches gesehen und erfahren, was er auf eine mitunter etwas derbe, aber dabei sehr anschauliche Weise zu erzählen verstand.

So hatte ich an diesem Freitisch nicht allein mein gutes, kräftiges Essen und ein Glas Stettiner Bier, sondern lernte auch Verschiedenes, was mir später nützlich sein konnte. Beim Weggehen steckte mir die freundliche und gutherzige Schiffersfrau entweder ein paar Aepfel oder Birnen, oder eine Schmalzsemmel, ein Stückchen Wurst oder etwas Aehnliches zum Abendbrot in die Tasche. Einen von diesem ganz verschiedenen Freitisch hatte ich jede Mittwoch in dem Hause eines sehr reichen Kornhändlers. Der Mann war auf sein Geld ungemein hochmüthig; er behandelte mich und die drei anderen Scholaren, die wir an jenem Tage zusammen bei ihm speisten, mit wegwerfender Geringschätzung. Wir saßen am unteren Ende des Tisches, hatten gröbere Servietten und schlechtere Messer und Gabeln als die Familienglieder, wie wir auch, so=

bald der Braten kam, uns mit einer stummen Verbeugung schnell entfernen mußten. Auch sprach bei Tische Niemand ein freundliches Wort mit uns, und selbst die Kinder ließen uns fühlen, daß sie unabhängiger als wir seien, weil sie mehr Geld besaßen. Solche verächtliche Behandlung hatte viel Drückendes für mich, und ich hätte diesen Freitisch gern aufgegeben, wenn meine geringen pecuniären Mittel dies nur gestattet und ich nicht auch gefürchtet hätte, den Rector, welcher mir solchen verschafft hatte, dadurch zu beleidigen. Nur um damit prahlen zu können, daß er wöchentlich acht Scholaren einen Freitisch gebe, hatte dieser reiche Kaufherr uns an seinen Tisch genommen; Gutmüthigkeit war der Beweggrund davon nicht gewesen. In meinem ganzen Leben habe ich das Gefühl der Armuth nie so drückend empfunden, als in diesem Hause; ich überschritt nur mit innerem Widerstreben dessen Schwelle, und war froh, wenn ich es wieder hinter mir hatte. Den ältesten Sohn dieses reichen, übermüthigen Mannes, einen recht verzogenen, nichtsnutzigen Bengel, der, kaum fünfzehn Jahre alt, sich schon wie ein großer Herr geberdete und uns arme Scholaren äußerst geringschätzend behandelte, sah ich vor einigen Jah-

ren als gemeinen Soldaten wieder, so weit hatte Liederlichkeit und Verschwendung ihn gebracht. Bei ihm traf wieder so recht das Sprichwort ein: „Hochmuth kommt vor dem Fall.“ Meine anderen beiden Freitische hatte ich bei schlichten Bürgersleuten, die zwar selbst nicht viel besaßen, mich aber doch gastlich bewirtheten. Die Speisen waren zwar einfach, aber sie wurden mit Liebe gereicht, und so war ich vollkommen zufrieden. An den drei Tagen, wo ich keinen Freitisch genoß, aß ich für zwei Groschen in einem Speisehause zu Mittag. Da ich für Bücher und Schulgeld viel brauchte, so mußte ich mich äußerst einschränken, und öfters ist ein Stücklein trockenes Brot mit einem Glas Wasser mein Abendessen gewesen, und das Frühstück war auch nicht viel anders. Doch das schadete weiter nichts, ich blieb frisch und gesund dabei und machte dem Sprichworte: „Trockenes Brot färbt die Wangen roth“ keine Schande.

Hatten wir Geld, so kaufte ich mit einem andern Scholaren gemeinschaftlich gesalzene Heringe oder Pökling, die in Stettin immer sehr wohlfeil waren, zum Abendessen, und zum Frühstück diente dann ein Töpfchen Milch, in welche

Brot eingebrockt wurde; das schmeckte dann prächtig.

So hatte ich es denn mit vieler Mühe dahin gebracht, daß ich zu Weihnachten 1749 fünf Thaler erspart, wofür ich meiner lieben Mutter einen mit Pelz gefütterten Fußsack zum Geschenk machte, damit sie sich in der Küche und der kalten Schulstube die Füße wärmen könne. Es war eine unbeschreibliche Freude für mich, als ich das Präsent einpackte und durch sichere Gelegenheit, mit einem nach Colberg per Post zurückreisenden Schiffer, der Mutter schicken konnte. Da dies übrigens der erste Weihnachtsabend war, den ich getrennt von der Heimath verlebte, so fühlte ich mich recht traurig und verlassen. Weihnachten ist ein schönes, an Freuden reiches Fest, aber man muß es auch in einem frohen Familienkreise feiern, sonst wird es nur wehmüthige Gefühle erwecken.

Im Uebrigen verlebte ich meine Schulzeit auf dem Gymnasium zu Stettin sehr fleißig und von jeglichen mit Geldkosten verknüpften Vergnügungen entfernt. Der Druck der Armuth machte sich zwar sehr fühlbar, ich suchte mir aber deswegen doch Frohsinn und Zufriedenheit zu erhalten und blieb gesund an Körper und Geist;

auch hatte ich das freudige Bewußtsein, daß ich etwas Tüchtiges lernte und in meinen Studien vorwärts kam.

Zu Michaelis 1750 konnte ich mit dem Zeugnisse der Reife das Gymnasium verlassen, um die Universität zu besuchen. Beim Abschied schenkte mir der würdige Rector, welcher stets mein wahrer Freund und Gönner geblieben war, und dem ich ungemein viel verdanke, noch eine alte, seltene Ausgabe des Tacitus, die ich als theure Erinnerung an diesen Mann bis auf den heutigen Tag sorgsam bewahrt habe.

4.

Rückkehr nach Colberg. Reise nach Halle, um daselbst die Universität zu beziehen. Die Eindrücke von Berlin. Ich halte mich einige Tage in Potsdam auf und habe dort das Glück, von meinem Könige, Friedrich dem Großen, angeredet zu werden und eine längere Unterhaltung mit ihm zu führen. Ankunft in Halle. Professor Franke und die von ihm vertretene theologische Richtung. Fleißiges und sparsames Leben in Halle. Meine philologischen Studien. Meine Verlobung am Neujahrstag 1753. Ich werde zu einem Duell gezwungen, erhalte eine Wunde und muß das theologische Studium aufgeben und ein Philolog werden. Uebersiedelung nach Leipzig.

Seit anderthalb Jahren hatte ich meine alte liebe Mutter nicht gesehen, denn sowohl Zeit wie Geld fehlte mir, um in den Ferien eine Reise von Stettin nach Colberg zu unternehmen. Wieder machte ich die Reise zu Fuß, und es gewährte mir einen besondern Genuß, die Gegenden, welche ich zuvor im Frühling durchwandert, jetzt im Herbst wieder besuchen zu können.

Der Eindruck, welchen eine Landschaft auf das Auge des Beschauers übt, kann je nach der Jahreszeit ein ungemein verschiedener sein. Zwar bleibt die Natur stets mit unvergänglichen Reizen geschmückt; auch selbst eine Winterlandschaft, wenn die blendendweiße Schneedecke Alles verhüllt, und Aeste und Zweige der Bäume mit Krystall überzogen im Sonnenlichte blitzen und funkeln, als wären sie mit Millionen der reinsten Diamanten übersäet, kann uns entzücken, aber für mich bleibt doch der Frühling mit seinen Blüthen und Knospen die köstlichste Zeit des ganzen Jahres.

Mit welcher Freude ich nach dieser anderthalbjährigen Trennung — der ersten im Leben -- meine Mutter wieder umarmte, ist mir noch jetzt unvergeßlich. Es giebt für einen liebenden Sohn doch nichts Köstlicheres, als sein Haupt nach längerer Trennung an der Mutter Brust zu lehnen, zumal wenn er sich selbst das erfreuliche Zeugniß geben darf, die Zeit der Trennung gewissenhaft verwendet und keine Mühe und Anstrengung gescheut zu haben, um in seinem Wissen weiter fortzukommen. Dies Zeugniß durfte ich mir in der That jetzt aber selbst geben, denn die in Stettin verbrachte

Zeit hatte mich in meinem Studium mächtig gefördert.

Meine liebe, treue Mutter fand ich zu meiner größten Freude körperlich wohl und geistig lebendig. Sie hatte sich jetzt an ihre Einsamkeit schon eher gewöhnt und fand viele Freude an ihrem Schulunterricht, der auch einen guten Fortgang nahm. Ihre Lieblingsschülerin war jetzt die kleine Marie, die Tochter des Kaufmanns Brunnemann, deren ich schon früher erwähnt habe; das hübsche, nette Mädchen war während der Zeit meiner Abwesenheit sehr herangewachsen und an Leib und Seele ein so gesundes und frisches Kind geworden, daß man wahrlich seine innige Freude daran haben konnte. Ich unterhielt mich während der sechs Wochen, die ich nun in Colberg bei meiner Mutter verweilte, gern und viel mit dem lebendigen und geistig aufgeweckten Mädchen, und da gerade um diese Zeit die Fabeln eines gewissen Gellert, der in Leipzig als Magister lebte, mit Recht großes Aufsehen zu machen anfingen, so verschaffte ich mir das Buch und las ihr daraus vor.

Diese Gellert'schen Fabeln, in denen wahre Frömmigkeit und reine Moral mit schalkhaftem Humor und vollendet kunstvoller Form

auf eine meisterhafte Weise vereinigt sind, gefielen mir in so hohem Grade, daß ich die meisten davon in ein besonderes Büchlein zierlich abschrieb und dieses dann der kleinen Marie beim Abschied zum Andenken gab. Meine Frau besitzt dies Gellert'sche Fabelbüchlein, welches ich ihr 1750 schenkte, noch jetzt, und obgleich die Schriftzüge sehr vergilbt sind und man dem Papier die häufige Benutzung in so vielen Jahren gar merklich ansieht, so halten wir Beide das Büchlein dennoch in hohen Ehren und lesen wiederholt darin diese prächtigen Fabeln.

Eine Freude bereitete mir auch damals in Colberg mein früherer Zögling Joachim Nettelbeck. Das war so ein recht kerngesunder, kräftiger Junge, wie er nur sein konnte, und wenn er auch öfters dumme Streiche machte und dann, wie es sich gehörte, von seinem Vater oder Lehrer eine tüchtige Tracht Schläge dafür erhielt, so war an dem ganzen Bengel doch kein falsches Haar.

Der Joachim Nettelbeck sollte und wollte ebenfalls ein Seemann werden, wozu er sich auch, seiner ganzen Anlage nach, am besten eignete, und rüstete sich gerade, um auf seines Vaters

Bruders Schiff seine erste Seereise als Kajütenjunge nach Amsterdam zu unternehmen. Ich wünschte ihm vom ganzen Herzen Glück hiezu.

Dies bringt mich auf meinen Bruder Theodor zurück, der vor ein paar Jahren durch sein heimliches Davonsegeln auf einem Schiffe uns Allen und besonders meiner Mutter so vielen und schweren Kummer bereitete. Er hatte ihr aus Amsterdam, wohin er glücklich mit dem Colberger Schiff gekommen war, einen langen Brief geschrieben, worin er sie viel tausendmal wegen des großen Schmerzes um Verzeihung bat, den er ihr durch sein heimliches Fortlaufen bereitet, zugleich aber erklärte, daß er gar nicht anders habe handeln können und es ihn mit einer fast gewaltsamen Macht dazu getrieben, in der Ferne sein Glück zu suchen. Um dies nun zu können, habe er eine Stelle als Schiffsjunge auf einem holländischen Guineafahrer angenommen und werde somit aus Europa auf lange Jahre fortgehen und nur dann erst wieder zurückkehren, wenn er sein Ziel erreicht und sein Glück gemacht habe.

Seit diesem letzten Brief hatten wir von Theodor nichts wieder gehört. Mein Bruder Friedrich Wilhelm diente noch immer als Jäger=

bursche auf den Gütern eines Grafen Dohna in Ostpreußen. Da er niemals von vielem Schreiben ein absonderlicher Freund gewesen, so schrieb er auch selten an die Mutter, doch wußte diese, daß es ihm im Uebrigen gut gehe und er sich so viel Geld, wie er zur Kleidung brauche, selbst verdiene.

Meine Schwester Christina war noch immer in der von Wedel'schen Familie. Sie hatte meine Mutter einigemal besucht, doch meinte diese, daß Christina zwar ein sehr schönes und aufgewecktes Mädchen, dabei aber immer vornehmer und verwöhnter, und ihr dadurch auch somit entfremdeter würde. Da sie während meiner jetzigen Anwesenheit in Colberg zufällig mit der von Wedel'schen Familie verreist war, so konnte ich sie nicht sehen, was ich sehr bedauerte, denn trotz ihres allzu aristokratischen Wesens, was auch mir mit Recht an ihr mißfiel, hielt ich doch nicht wenig von ihr; war sie doch im Grunde ihres Herzens ein seelengutes Mädchen.

Ungefähr sechs Wochen blieb ich jetzt bei meiner lieben Mutter, die mich währenddeß mit wahrer Mutterliebe hegte und pflegte, in Colberg, dann war es Zeit, daß ich mich aufmachte, um gen Halle zu wandern. Wenn meine Mut-

ter in Colberg auch nur sehr einfach und sparsam lebte, wie es ihre geringen Einkünfte ja auch nicht anders zuließen, so hatte sie doch während dieser Zeit Alles aufgeboten, um mich recht zu verwöhnen. Meine Leibgerichte, Klöße und Pflaumen, oder ein derber Speckpfannkuchen, kamen allwöchentlich einigemal auf den Tisch, und des Morgens gab es sogar tagtäglich ein Schälchen Kaffee, was damals noch als ein großer Luxus galt. Auch hatte die gute Mutter mir sechs neue Hemden, zu denen sie den Flachs eigenhändig gesponnen, sechs Paar neue Strümpfe und eine warme gestrickte Unterziehjacke geschenkt; an baarem Geld konnte sie mir wie bisher nur jährlich hundert Thaler mitgeben, und war ich in Stettin damit ausgekommen, so konnte ich dies auch in Halle. Ich hatte dazu die sichere Hoffnung, daß ich dort ein Stipendium von jährlich fünfzig Thalern, und außerdem noch manchen Freitisch bekommen würde; damit ließ sich denn bei gehöriger Sparsamkeit und Eintheilung schon auskommen.

So nahm ich denn am 1. October 1750 von der Mutter einen recht herzlichen Abschied und reiste in meine eigentliche Geburtsstadt Halle an der Saale, um mich dort als Studiosus theolo-

logiae immatriculiren zu lassen. Zwar war die Reise bis dahin weiter als nach Stettin, allein ich hatte ja nun auch mehr Lebenserfahrung und betrachtete mich nicht mehr als einen Neuling, sondern als einen gereisten Mann. Da das Wetter sehr schlecht war, und ich auch gern viel Zeit gewinnen wollte, so spendirte ich die Ausgabe daran, von Colberg bis Berlin mit der ordinären Post zu fahren, die zweimal in der Woche über Stargard dahin ging. Ich muß aber gestehen, so eine Fahrt mit dem Postwagen war kein Vergnügen, und wenn es nur nicht so stark geregnet und mir nicht die Zeit gemangelt hätte, wäre ich doch lieber zu Fuße gegangen. Der Postwagen war ein blau angestrichener Leiterwagen, über den ein Plandach von getheerter Leinwand gespannt wurde, während angenagelte Bretter als Sitzbänke dienten. Hier saß man nun zwischen Koffern und Kisten und Kasten eng zusammengepreßt in der Gesellschaft aller möglichen Menschen, von denen einige, ebenso wie ich, das Passagiergeld, wie es sich gehörte, auf dem Postbureau bezahlten, die meisten aber gegen ein Trinkgeld an den Postillon und Schirrmeister per Bock, wie es hieß, mitfuhren. Dabei stieß der Wagen in den ausgefahrenen Wegen furchtbar, und schwankte immer so heftig

hin und her, daß man häufig glauben mußte, er würde umwerfen, wobei die Kisten und Kasten auf unseren Füßen umhertanzten. Das Unangenehmste auf dieser Reise mit dem Postwagen war jedoch die rohe Gesellschaft, die man daselbst hatte. Da waren drei polnische Juden, die zur Messe von Danzig nach Leipzig reisen wollten, die immerzu mauschelten, daß man sich die Ohren, und nach Knoblauch stanken, daß man sich die Nase hätte zuhalten mögen. Ich verachte gewiß die Juden nicht im mindesten, und wenn ich sie auch aus tiefstem Grunde meines Herzens beklage, daß sie das Glück unserer erhabenen christlichen Religion nicht genießen können, so habe ich doch schon mehrere von ihnen gekannt, die nicht allein sehr kluge und dabei höchst unterrichtete, sondern, was in meinen Augen noch ungleich höher steht, auch untadelhaft rechtschaffene und anständige Menschen waren, und deren moralischer Lebenswandel jedem Christen hätte zur Nachahmung dienen können. Diese zudringlichen, schmutzigen und ewig mauschelnden Schacherjuden sind mir aber stets im höchsten Grade widerwärtig gewesen, und ich ziehe die Gesellschaft von gewöhnlichen Bauern weit der jener vor.

Noch widerlicher waren jedoch zwei Viehhändler und eine freche Weibsperson, die ebenfalls zusammen nach Berlin reisten. Die führten so unfläthige, zotige Reden, daß ich mir hätte die Ohren verstopfen mögen, um sie nur nicht zu hören, und trieben so unzüchtige Späße, daß ich gar oft die Augen niederschlug und über und über erröthete, was diese rohe Gesellschaft noch zu belustigen schien.

Es giebt für mich auf der ganzen Welt nichts Widerlicheres als ein Frauenzimmer ohne Zucht und Scham, und wenn ihr Sittsamkeit fehlt, so ist sie mir ekelhaft, und wäre sie auch mit allen Reizen geschmückt und ginge sie in Sammet und Seide gekleidet.

Obgleich es häufig regnete und die Wege recht schlecht waren, so lief ich doch, so viel ich nur konnte, zu Fuß neben dem Postwagen her, um nur dieser schlechten Gesellschaft in demselben zu entgehen, und war sehr erfreut, als wir, nach einer mir endlos erscheinenden Reise von vier Tagen, endlich in Berlin einfuhren. Hier nahm mich eine bescheidene Herberge in der Adlerstraße auf, deren Wirthin aus Colberg gebürtig war. Ich fand hier eine recht gute Unterkunft, und auch die Preise waren wohlfeil und

meinen Verhältnissen angemessen. Da ich hier hörte, daß die Collegien in Halle erst Mitte October beginnen würden, so beschloß ich einige Tage in Berlin zu verweilen. War es doch die Hauptstadt meines theuern Vaterlandes Preußen und bot es außerdem des Interessanten und Merkwürdigen so viel dar, daß ich kaum in einigen Tagen Alles besehen konnte.

Welch' prachtvolle Gebäude, lange breite Straßen, angefüllt mit geputzten Menschen und glänzenden Carrossen, die mitunter zwei Läufer voraus und hinten zwei Lakaien auf dem Trittbrette hatten, gab es in dieser Stadt, und wie sah man an Allem gleich, daß man sich hier in der Residenzstadt eines Königreiches befand, welches sich durch seinen großen Herrscher schon einen glänzenden Ruhm in ganz Europa zu erwerben anfing.

Dagegen schien in Berlin freilich vielfach ein frivoler, spottlustiger Sinn zu herrschen und die Vergnügungssucht in bedeutend hohem Grade in allen Ständen verbreitet zu sein, und ich sah und hörte Manches, was mir mit Recht mißfiel. Da war es bei uns in Pommern, und selbst in Stettin, doch besser, und unsere schlichten und einfachen Sitten gefielen mir mehr, als dies

oberflächliche Getreibe in Berlin. Später bin ich noch wiederholt und auch auf längere Zeit dort gewesen, und der erste Eindruck wurde immer mehr bei mir verstärkt. So interessant Berlin auch immer ist, und so viel Anregung man dort findet, um Wichtiges zu lernen, so möchte ich doch nicht für immer dort leben, und danke meinem Schöpfer, weil er es so gnädig fügte, daß ich nicht in dieser Stadt, sondern bei uns in Stargard mir meine bleibende Heimathsstätte gründen konnte. Andere mögen anderer Ansicht sein, „aber mit dem Geschmack ist nicht zu rechten," heißt es.

Die Reise mit dem Postwagen hatte mir in jeder Hinsicht so schlecht gefallen, daß ich beschloß, von Berlin bis Halle wieder zu Fuß zu wandern; dazu war das Wetter besser geworden, und eine helle Octobersonne strahlte vom Himmel.

So schickte ich denn mein Gepäck mit Frachtgelegenheit voraus und wanderte wieder lustig, den Wanderstab in der Hand und das Ränzchen auf dem Rücken, des Weges entlang. Wenn man nun einmal kein vornehmer Herr ist, der mit Extrapost reisen und einen Courier, welcher die Postpferde bestellen muß, voraussenden kann,

so weiß ich wirklich keine bessere Reiseart als die zu Fuß oder zu Pferde. Man sieht und hört Vieles, ist in Gottes freier Natur, kann seine Reise ganz nach eigenem Belieben fortsetzen und braucht nicht von der Willkür bestochener Postillone und Schirrmeister sowie grober Postmeister abzuhängen, und, was das Beste ist, hat nicht die schlechte und rohe Gesellschaft, die man auf den ordinären Postwagen nur zu häufig findet.

Am ersten Tage ging ich von Berlin bis Potsdam; dies war ein starker Marsch, und ich kam ziemlich ermüdet in letzterer Stadt an, wo ich einige Tage zu bleiben beschloß. War doch meine liebe, theure Mutter hier geboren, hatte doch mein Vater eine so lange, verhängnißvolle Zeit seines Lebens hier verbracht und zuletzt den heiligen Bund der Ehe mit seiner Gattin geschlossen, und so mußte diese ohnehin schon interessante Stadt für mich von doppelter Bedeutung sein. Dazu lebte auch eine Schwester meiner Mutter daselbst, die an einen Pastor der Garnisonkirche verheirathet war, und ich freute mich sehr, diese Verwandten jetzt kennen zu lernen. Den ersten Abend, wo ich sehr müde und auch schmutzig von der Fußreise war, mochte ich

die Einkehr nicht bei meiner Frau Muhme nehmen, sondern schlief in einer wohlfeilen Herberge; am andern Morgen aber ging ich zu ihr und stellte mich als den Sohn ihrer Schwester vor. Die Frau Muhme, eine liebe, gute Gattin, und ebenso ihr Ehegemahl, ein sehr würdiger Mann, nahmen mich mit der größten Freundlichkeit auf; ich mußte gleich in ihr Haus ziehen und wurde die acht Tage, die ich in Potsdam verweilte, wie ihr eigenes Kind behandelt. Es war eine sehr glückliche, echt christliche Ehe, nur hatte der Herr wohl etwas zu viel Segen an Kindern gespendet, denn es spielten sechs Jungen und fünf Mädchen umher, und dies ist für ein Pfarrhaus, wo gewöhnlich nicht viel Einkünfte vorhanden sind, fast des Guten zu viel. Wie die Orgelpfeifen stand die lange Reihe der kräftigen Jungen und frischen, rothbäckigen Mädchen da, wenn die Mutter ihnen zum Abendbrot die großen Brotschnitten, mit Pflaumenmuß bestrichen, hinreichte, und es war eine Freude, sie alle zu sehen. Gottes Segen hat sämmtliche Kinder auch begleitet, und so viel ich weiß, denn ich bin mit der Zeit etwas außer Verkehr mit all' den vielen Vettern und Nichten gekommen, haben sie sich alle als tüch-

tige Menschen im Leben bewährt und keines hat einen Makel auf seinen Namen kommen lassen. Bei einer so großen Familie will das aber schon viel sagen, denn nur zu leicht findet sich ein oder das andere räudige Schaf darunter. Im Hause meiner Frau Muhme wurden die Kinder in Gottesfurcht, strenger Arbeitsamkeit und Ordnung erzogen, und das ist die beste Mitgabe, welche sie aus dem Elternhause auf ihren ferneren Lebensweg erhalten können.

Bei meiner Anwesenheit in Potsdam interessirte ich mich am meisten für Sanssouci und dessen Garten. Hier wohnte ja mein König und Herr, Friedrich der Große, den ich mit der heißen Inbrunst eines Jünglings verehrte; dies war ja die Stätte, von der er die Strahlen seines Geistes durch ganz Preußen, ja Deutschland und Europa sandte. So war Sanssouci wiederholt das Ziel meiner Spaziergänge, und ich konnte gar nicht müde werden, mir das Schloß, die Gärten und die ganze Umgebung so genau anzusehen, daß ich jetzt, nach dreißig Jahren, Alles, ganz wie es damals war, aus dem Gedächtniß niederzuschreiben im Stande wäre. Bei einem solchen Spaziergange, den ich allein unternahm, da mein Onkel durch seine Amtsgeschäfte ge-

wöhnlich abgehalten wurde, mich zu begleiten, hatte ich einen besondern Glückszufall, der mir bis an mein Lebensende unvergeßlich bleiben wird. Es war mir bisher trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, unsern König Friedrich erblicken zu können, und ich wurde schon mißvergnügt, daß ich am Ende Potsdam verlassen müßte, ohne diesen meinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. So ging ich denn auch am Morgen vor dem zu meiner Abreise bestimmten Tage spazieren, um mir das Ganze noch einmal genau zu betrachten, und dachte so in meinem Sinn: Es ist Alles wunderschön hier, und du mußt dich freuen, daß du diesen Anblick gehabt hast; aber das Schönste und Beste von Allem, den König Friedrich in höchsteigener Person, hast du doch nicht gesehen. Und als ich so weiter simulire, springt plötzlich ein sehr hübsches Windspiel, weiß von Farbe, mit gelben Flecken, bellend und spielend an mich heran. Das Thierchen war sehr niedlich, und da ich ein großer Liebhaber von Thieren, besonders von Hunden, gewesen bin, so bückte ich mich, um es zu streicheln und mit ihm zu spielen. Anfangs sprang das Windspiel zwar scheu zurück und wollte sich nicht recht von mir anfassen lassen, aber da die Hunde mit ihrem

klugen Instinct gewöhnlich schnell fühlen, wer ihnen gut gesinnt ist, so kam es denn auch bald zutraulich an mich heran; ich kniete in den Sand nieder, streichelte und kratzte es hinter den Ohren, während es mir dafür die Hände leckte. Ich war mit dem hübschen zutraulichen Hündchen so beschäftigt, daß ich an gar nichts Anderes dachte, auch nicht aufsah und hörte, als plötzlich eine Stimme in mein Ohr drang und ich die Worte vernahm: „Die Biche scheint Ihn gern zu haben, denn sie läßt sich sonst von Niemandem anfassen.“ Als ich die Augen erhob, wer anders stand vor mir, als König Friedrich, wie ich ihn aus mehreren Bildnissen, die ich von ihm gesehen, sogleich erkannte. Und wenn ich tausend Jahre alt werden sollte, so würde ich den Schreck, aber auch zugleich die Freude, welche mich in dem Augenblick durchzuckte, niemals vergessen. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg, so daß ich vor Verlegenheit feuerroth im Gesicht ausgesehen haben muß, und ich konnte, indem ich mich erhob, nichts Anderes als die Worte stammeln: „Eure Majestät!“

Der König, der meine große Verlegenheit bemerkte, lächelte und frug mit ungemein freundlichem Ton in seiner Stimme: „Er scheint ein

Fremder und Seinem Anzuge nach ein Studiosus zu sein. Woher kommt Er, und was will Er studiren?"

Diese herablassende Frage gab mir den Muth wieder und ich antwortete: „Ich bin in Halle geboren, aber von Kindheit auf in Pommern erzogen, wie auch mein seliger Vater aus dieser Provinz gebürtig war, so daß ich mich ebenfalls ganz als Pommer betrachte. Jetzt will ich nach Halle gehen, um dort Theologie zu studiren. Unendlich glücklich fühle ich mich, daß mein sehnlichster Wunsch, Eure Majestät sehen zu dürfen, jetzt erfüllt wird."

Der König sagte: „Also Er wollte mich gern sehen? Hat Er denn schon so viel von mir gehört, daß dieser Wunsch bei Ihm entstanden ist, oder ist es nur bloße Neugierde, um zu sehen, ob ein König denn auch wie ein anderer Mensch aussieht?"

Nun faßte ich immer mehr Muth und sagte dem König, daß schon mein seliger Vater mit der aufrichtigsten Verehrung von ihm gesprochen hätte und bei uns in Pommern kein Haus, vornehm oder gering, sei, dessen Bewohner nicht mit der größten Verehrung und innigsten Liebe ihres Herrn und Königs gedächten.

„Ja, Ihr Pommern seid treue und brave Menschen," erwiederte der König und frug nun, wer mein Vater gewesen sei, worauf ich ihm in aller Kürze dessen Schicksale mittheilte.

„Jetzt sehe Er mich noch einmal recht ordentlich an, damit Er Seinen Landsleuten erzählen kann, wie ich eigentlich aussehe, und dann gehe Er nach Halle und studire dort fleißig. Den guten Rath will ich Ihm aber geben, werde Er dort kein Mucker und Kopfhänger, und verschwende Er Seine Zeit nicht etwa mit unnützen theologischen Disputationen, sondern vervollkommne Er sich in den humanioribus und denke Er stets daran, daß ein ordentlicher Geistlicher den Spruch beherzigen muß: „Richtet Euch nicht blos nach meinen Worten, sondern auch nach meinen Thaten," und wenn Er Seine Zeit ausstudirt und Seine Examina gehörig bestanden hat, dann kann Er sich gelegentlich einmal an mich wenden und mich an unsere jetzige Begegnung erinnern. Ich will dann sehen, ob ich etwas für Ihn thun kann."

Mit diesen gnädigen Worten nickte der König noch einmal ganz herablassend mit dem Kopfe und setzte dann seinen Spaziergang weiter fort.

Ich war damals ein armer Studiosus, und

die irdischen Schätze hatten mich bisher niemals gedrückt, aber man hätte mir doch tausend baare Thaler schenken können, und meine Freude wäre nicht so groß gewesen, als über das Glück, daß mein königlicher Herr die Gnade gehabt, diese kurze Unterredung mit mir zu führen. Ich lief mehr als ich ging in das Haus meiner Frau Muhme zurück, um dieser das freudige Ereigniß, das mich betroffen, mitzutheilen, und fand auch dort vielfachen Anklang. Hier nun erzählte der Mann meiner Muhme, der stets in Potsdam lebte, eine Menge Geschichten und Anekdoten von dem Könige Friedrich II., die ein Zeugniß seiner Klugheit, Thätigkeit, Herzensgüte, Großmuth und Bildung abgaben, sowie auch, daß er fast Tag und Nacht arbeite, um für das Wohl Preußens zu sorgen. Es ist ein stolzes Gefühl für einen Bewohner des preußischen Staates, einen Monarchen wie Friedrich den Großen zu besitzen, den man so recht aus innerstem Herzen achten und verehren kann, und schon aus diesem Grunde möchte ich nichts Anderes als ein Preuße sein.

Mein König Friedrich, den ich später im Verlauf des Siebenjährigen Krieges häufiger zu sehen und auch zu sprechen Gelegenheit hatte, sah da=

mals noch ziemlich jugendlich und kräftig aus. Sein Gesicht war noch glatt, es zeigte nicht die vielen tiefen Furchen und Runzeln der Sorge und des steten Nachdenkens und Sinnens, wie dies in späteren Jahren der Fall war; auch hatte er noch eine gerade Haltung. Sein großes hellblaues Auge besaß einen Glanz und ein solches Feuer, wie ich dies niemals bei irgend einem andern Menschen auch nur annähernd wiedergesehen habe. Es muß wirklich ganz unmöglich gewesen sein, den Blick dieses Auges zu ertragen, wenn der König Jemanden damit zornig anblitzte. Sein Anzug war, wenn ich ihn sah, stets äußerst einfach. Er trug oft eine alte, schon ziemlich abgetragene dunkelblaue Uniform des ersten Garderegiments zu Fuß, mit rothem Kragen ohne Silberstickerei, dazu eine gelbe Schooßweste, Hosen von schwarzem Sammet, hohe Reiterstiefel und einen kleinen dreieckigen Soldatenhut. Das Haar war leicht gepudert und in einen kurzen Zopf gebunden. Auf der Brust blitzte der große Stern des schwarzen Adlerordens. Trotz dieser großen Einfachheit hatte er ein wahrhaft königliches Aussehen, und es bedurfte bei ihm weder des Purpurs noch der Diamanten, um ihn als Mächtigen dieser Erde anzuerkennen.

Froh und beglückt, daß mein Lieblingswunsch, den glorreichen König zu sehen, in so ausgezeichneter Weise erfüllt war, verließ ich am andern Morgen das so reizend gelegene Potsdam und wanderte zu Fuß gen Halle. Zwar war die Gegend äußerst häßlich, und ich sah oft ganze Stunden lang nichts als magere Sandfelder und dürftige Tannenwälder, allein dadurch wurde meine Reiselaune nicht getrübt. Es gab doch immer etwas Unterhaltendes, und war es nicht auf der Erde, so war es am Himmel die Gestalt der Wolken, die der Herbstwind vor sich herjagte, oder die wechselnde Beleuchtung, was meine Aufmerksamkeit fesselte. Oft wandelte ich ein Stück Weges mit einem Bauersmann und ließ mir dann Näheres über den Ackerbau und die Lebensweise in diesem Theile der alten Kurmark Brandenburg erzählen. Es ist ein fleißiger, tüchtiger Menschenschlag, der hier lebt, und gerade der magere Boden, den sie bebauen, zwingt sie zu einer steten Arbeitsamkeit und macht sie genügsam in allen Lebensansprüchen.

Es ist sehr zweifelhaft, ob das Königreich Preußen so mächtig und geachtet, wie es augenblicklich glücklicher Weise der Fall ist, dastehen würde, wenn nicht gerade die fleißigen Branden-

burger einen festen Kern seiner Bevölkerung, an den sich das Andere dann anschloß, bildeten.

Auch mit wandernden Handwerksburschen ging ich öfters eine Strecke, und ließ mir von ihnen über die Gebräuche und Sitten ihres Handwerks und die verschiedenen Lebensschicksale, die sie schon erfahren hatten, erzählen. Ein Handwerksgesell, der sein Geschäft tüchtig erlernt hat, fleißig arbeitet und ordentlich lebt, ist für mich stets eine respectable Persönlichkeit, und ich freue mich, wenn ich mit ihm zusammenkommen und mich unterhalten, oder ihm gar eine kleine Gefälligkeit erweisen kann. Schon in meines Vaters Hause war es Sitte, daß jeder wandernde Gesell, der um Zehrung bat, ein ordentliches Mittags- oder Abendbrot erhielt, und auch in meinem jetzigen Haushalt sehe ich streng darauf, daß dies geschieht.. Diese armen Handwerksburschen müssen auf ihrer Wanderschaft, wenn sie oft in Wochen oder gar Monaten keine Arbeit erhalten können, ohnehin schon gar manches Schwere ertragen und Hunger und Frost erdulden, und werden von der Polizei sogar noch chicanirt, was mich stets mit Recht empört hat, und so ist es nur Christenpflicht, sie so viel als möglich zu unterstützen. So haben meine Eltern und Voreltern schon ge-

handelt, und so werden hoffentlich auch meine Nachkommen noch handeln, und diesen zu Nutz und Frommen, und um ihnen solche Lehre ja recht fest in das Gedächtniß zu prägen, schreibe ich diese Worte hier in unsere Familienchronik ein.

Ein besonderes Interesse gewährte es mir auf meiner Fußwanderung nach Halle, jetzt auch die berühmte Stadt Wittenberg zu besuchen. Hier hatte ja unser Doctor Martin Luther den besten Theil seines großen Werkes vollbracht; von hier aus waren die Lehren ausgegangen, die uns von dem Geistesdruck des Papismus befreiten und die Herrschaft der römischen Klerisei in Deutschland vernichteten. Es war ein Gefühl der höchsten Verehrung, mit der ich die Schloßkirche in Wittenberg, an deren Thür er seine welterschütternden Theses angeschlagen, von deren Kanzel er so manches Wort, das weit hinaus über das ganze Germania sich verbreitete, gesprochen hatte, betrat. Es ist für mich stets vom höchsten Interesse gewesen, alle solche Orte, an denen unsere bedeutenderen Geister, deren Wirken von besonderem Einfluß auf die ganze fernere Gestaltung des Menschengeschlechts war, lebten, zu besuchen, und wo sich mir nur irgend die Gelegen-

heit hiezu darbot, habe ich das nie versäumt. So ist mir denn auch mein Besuch in Wittenberg stets in lebhafter Erinnerung geblieben, und ich blieb einen ganzen Tag daselbst, um mir alle Orte, an denen Doctor Martin Luther besonders viel verweilt hatte, recht genau zu besehen und fest in das Gedächtniß einzuprägen. Nächst meinem König Friedrich dem Großen giebt es nur wenige historische Personen, deren Andenken ich so hoch verehre als das Luther's.

Von Wittenberg nach Halle setzte ich meine weitere Fußreise fort und traf am 20. October 1750 in dieser meiner Geburtsstadt, die ich aber gar nicht mehr kannte, ein. Ich hatte mehrere Empfehlungsschreiben an alte Bekannte und frühere Collegen meines Vaters, und machte mich deshalb am andern Morgen, nachdem ich mich mit meinen bereits voraufgegangenen und eingetroffenen Sachen, so gut ich konnte, herausgeputzt hatte, auf den Weg, um solche abzugeben. Ueberall ward ich mit großer Güte und Freundlichkeit empfangen, und hatte auf's Neue das wohlthuende Gefühl, daß mein Vater auch hier sehr beliebt gewesen sei und einen geachteten Namen hinterlassen haben mußte. Mit ganz besonderem Wohlwollen nahm mich der berühmte Professor

Franke, der Gründer des großen Halleschen Waisenhauses und anderer überaus wohlthätiger Anstalten, auf. Es giebt wenige Personen, die ich in rein menschlicher Hinsicht so hoch verehre, und die mir stets als Muster eines frommen Lebenswandels gegolten haben, als gerade Franke. Seine Rechtschaffenheit, Nächstenliebe und unermüdliche Thätigkeit, um Gutes zu schaffen, sind so groß, daß sie gar nicht übertroffen werden können, und was der Mann in dieser Hinsicht Alles geleistet hat, steht unerreichbar da. So ist die Gründung des großen Halleschen Waisenhauses mit seinen vielen Nebenanstalten allein schon hinreichend, um Franke's Namen bis auf die fernsten Zeiten geachtet zu machen, und Tausende, die ihm ihr ganzes Lebensglück verdanken, werden sein Andenken segnen und preisen. Was ein Mensch aber mit geringen Mitteln zu leisten vermag, wenn nur innerer Eifer und wahres Gottvertrauen ihn beseelen, und welche Hindernisse ein fester Wille besiegt, zeigt so recht die Gründung dieser großartigen Anstalten, die so zu sagen aus dem Nichts entstanden und mit äußerst geringen pecuniären Mitteln begonnen wurden. Leider konnte ich mich mit der theologischen Richtung des Professor Franke lange nicht in gleichem Maße be-

freunden, wie mit seinem sonstigen Wirken als Mensch. Es widerstrebte meinem innersten Gefühl, mir diese Welt nur als ein irdisches Jammerthal, aus dem eigentlich jede Lust und Freude verbannt sein müsse, zu denken, und dies ewige Bußethun, dies stete Bekennen der menschlichen Sündhaftigkeit und unaufhörliche Anrufen von Gottes Gnade und Barmherzigkeit wollten mir nicht gefallen. Der würdige Professor Franke selbst trug seine Lehre mit solch wahrer Ueberzeugung und versöhnender Milde vor, daß man sich unwillkürlich zu seinen Vorträgen hingezogen fühlen mußte, selbst wenn man sich auch nicht mit Allem, was er sagte, einverstanden erklären mochte. Allein bei manchem der zahlreichen Anhänger seiner großen Schule, die er heranbildete, war das lange nicht in gleichem Grade der Fall. Es gab gar viele scheinheilige Kopfhänger und fromme Heuchler darunter, Männer, welche unter dem Deckmantel der Religion den größten persönlichen Egoismus und die schroffste Herrschsucht verfolgten, und die zwar süß und milde in ihren Worten, aber hart und ungerecht in ihren Thaten waren, und Alle, welche sich nicht zu ihrer Ansicht bekennen wollten, mit einem Eifer verfolgten und einer Strenge beurtheilten,

die wohl bei einem spanischen Inquisitionsrichter vorkommen konnte, von der sich aber ein wahrer Geistlicher unserer protestantischen Confession, die ja auf eigenes Forschen und selbstständiges Nachdenken angewiesen ist, fern halten sollte. Im Anfang meines dreijährigen Aufenthaltes in Halle hielt ich mich fleißig zu den Anhängern der Frankeschen Schule und galt als einer der Ihrigen; später aber, als ich so nach und nach Manches erkannte, was mir gar nicht an ihnen gefiel, ja sogar entschieden mißfiel, zog ich mich immer mehr davon zurück und ging meinen eigenen Weg.

Ich hatte auch in Halle das Glück, ein zwar kleine, aber friedliche Wohnung im Hause eines alten Halloren, wie die Männer, welche die eigenthümliche Zunft der Arbeiter an den großen Salinenwerken bilden, genannt wurden, zu erhalten, und richtete mich bald häuslich ein, um fleißig meinen Studien zu leben. Da ich ein Stipendium von jährlich fünfzig Thalern und außerdem noch den freien Besuch der meisten Collegien erhielt, so konnte ich mit den hundert Thalern, welche mir meine gute Mutter gab, zur Noth auskommen; doch war die höchste Sparsamkeit geboten, und ich mußte jede unnütze

Ausgabe ebenso wie in Stettin vermeiden; dies sah ich bald ein.

Da ich anfänglich fast gar keinen Bekannten unter den Studenten hatte und wegen meiner geringfügigen Kasse auch in keine Landsmannschaft eintreten konnte, da dies stets bedeutende Kosten verursachte, so lebte ich äußerst eingezogen. Ich besuchte täglich vier bis fünf Collegien, lief dann wegen meiner Gesundheit einige Stunden spazieren, wobei besonders das reizend an den Ufern der Saale gelegene Giebichenstein mein Lieblingsziel war; sonst saß ich immer hinter meinen Büchern und studirte, daß es nur eine Art hatte.

Außer meinen theologischen Studien trieb ich besonders eifrig die Philologia und las griechische und lateinische Classiker. Auch in den neueren Sprachen, die ich bisher gröblichst vernachlässigt hatte, suchte ich mich zu vervollkommnen und nahm selbst Privatstunden im Französischen bei einem alten Friseur, der aus Paris gebürtig war, die Stunde zu einem Groschen, so hart mir auch diese Ausgabe fiel. Ich wollte nur gern eine richtige französische Aussprache gewinnen, denn die grammatikalischen Regeln der

Sprache hatte ich aus der Grammatik selbst gelernt.

Auch die italienische Sprache trieb ich, und da ich ein fertiger Lateiner war, so fiel es mir leicht, dieselbe zu erlernen.

Vor Allem aber richtete ich meinen Eifer auf unsere herrliche deutsche Muttersprache, die ich so viel als möglich recht gründlich kennen zu lernen trachtete. Wo ich nur ein gutes deutsches Buch fand, da las ich solches aufmerksam und suchte mir die Ausdrucksweise des Autors einzuprägen und so meinen eigenen Styl dadurch auszubilden.

Dieser neueren Sprachen bemühte ich mich deshalb möglichst kundig zu werden, weil es mein Wunsch war, nach absolvirten theologischen Studien und bestandenem Examen eine Hofmeisterstelle bei irgend einem vornehmen jungen Mann anzunehmen und wo möglich mit ihm auf Reisen zu gehen. Ich wollte die Welt doch auch etwas kennen lernen, und da dies nur dadurch möglich zu machen war, daß ich ein solcher Hofmeister wurde — denn mein geringes Vermögen gestattete es nicht, allein für mich zu reisen, was ich freilich viel lieber gethan haben würde — so mußte ich suchen, mir jene Kenntnisse, die von einem derartigen

Mann verlangt werden, zu erwerben. Dazu gehörte aber vor Allem eine große Fertigkeit im Französischen, was damals schon die Modesprache war und auch wohl für lange Zeit noch bleiben wird.

Ich bedaure sehr, daß dies der Fall ist, denn wenn ich auch glaube, daß eine allgemeine Weltsprache, deren sich die Diplomaten und Reisenden der verschiedensten Nationen in ihrem gemeinsamen Verkehr miteinander bedienen, eine Nothwendigkeit ist, so wünschte ich doch viel lieber, daß dies die lateinische als französische Sprache sei. Wie ungleich kräftiger und männlicher, und von welch edler Einfachheit ist doch das Lateinische gegen dies zweideutige, viele unnütze Worte machende Französisch. Auch die lateinischen Classiker gefallen mir bedeutend besser als alle französischen Autoren, und für einen Tacitus gebe ich gern den Voltaire, Racine und alle anderen hin.

Da ich aber nun einmal die Welt nicht ändern, und mit meinem Kopf nicht durch die Wand rennen konnte, sondern den Verhältnissen, wie solche bestanden, mit Verstand mich fügen mußte, wenn ich als armer Studiosus mein Glück machen wollte, so lernte ich auch sehr flei=

ßig Französisch, und da ich überhaupt viel Anlage für alle Sprachen besitze, so brachte ich es auch in Jahresfrist dahin, daß ich ganz fertig französisch sprechen und schreiben konnte. Im Verlauf der ferneren Niederschreibung meiner Lebensschicksale werde ich Gelegenheit haben, zu bemerken, welch großer Vortheil mir gerade durch die Fertigkeit in dieser Sprache erwuchs.

Es ist dies wieder ein recht deutlicher Beweis, daß ein junger Mann, der darauf angewiesen ist, sich durch seine eigene Thätigkeit eine Stellung im Leben zu erringen, keine Gelegenheit versäumen soll, sich, wo er nur irgendwie kann, nützliche Kenntnisse der verschiedensten Art zu erwerben, da er nie weiß, wie sehr ihm diese noch einmal von Nutzen sein werden.

So verbrachte ich den Winter von 1750—51 in unausgesetzt fleißiger Thätigkeit und war mindestens zehn bis dreizehn Stunden täglich hinter meinem Arbeitstisch. In den Osterferien gönnte ich mir eine kleine Erholung und machte eine Fußreise nach Leipzig, von welcher Stadt ich schon so viel gehört hatte.

Dem äußeren Ansehen nach gefiel mir Leipzig ungleich besser als Halle; es war viel grö=

ßer und hübscher gebaut und auch das Leben und Treiben auf den Straßen viel bedeutender, wie man auch merken konnte, daß der Wohlstand, besonders unter den Kaufleuten, ansehnlicher als jener sein mußte.

Ich hatte übrigens allmählich einige Studenten kennen gelernt, die ebenso wie ich durch die Kärglichkeit ihrer Mittel dazu gezwungen wurden, ein bescheidenes Leben zu führen. An diese nun schloß ich mich näher an, und wir veranstalteten während des Sommersemesters 1751 manche sehr angenehme Ausflüge in die Umgegend von Halle, ja gingen sogar in den Pfingstferien nach der Rudelsburg an der Saale.

Eine so schöne Gegend, wo ein klarer breiter Fluß von hohen Felsen eingefaßt ist, hatte ich bisher noch nicht gesehen, und ich schwelgte ordentlich in der Bewunderung dieser wahrhaft entzückenden Landschaft.

Die großen Herbstferien 1751 hätte ich zwar sehr gern dazu benutzt, um meine Mutter in Colberg zu besuchen, doch reichten leider meine pecuniären Mittel nicht dazu aus, da ich mir im Laufe des Jahres nothgedrungen mehrere Bücher anschaffen mußte, und so blieb ich ruhig in Halle und arbeitete fleißig. Um zu sparen,

lebte ich äußerst dürftig, und hatte mir vorgenommen, am Mittwoch und Sonnabend des Mittags nichts Warmes zu genießen, sondern mich mit einem Stückchen Brot, bestrichen mit Pflaumenmuß, welches in Halle ungemein wohlfeil war, zu begnügen. Ich führte dies ein ganzes Jahr durch und legte das dadurch ersparte Geld in eine besondere Kasse, aus der ich mir Bücher kaufte. Auch Abends aß ich selten etwas Anderes als Brot und etwas Obst. Trotz dieser sehr frugalen Lebensweise blieb ich stark und gesund, und mein Körper nahm zusehens an Kraft zu, wie ich denn auch die ganze Fülle der Jugend in meinen Adern spürte. Im Sommer badete ich mich öfter in der Saale, und da ich ein fertiger Schwimmer war, übte ich mich in dieser nützlichen Kunst auch ferner. Bekanntlich sind die Halloren durchweg sehr gute Schwimmer, und da ich beständig mein kleines Quartier bei einem Oberalten dieser Zunft behielt, so ward ich nach und nach mit diesen braven Leuten bekannt und stand mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße. Besonders im Schwimmen herrschte förmlich eine Art Wetteifer; wir übten uns auch in allen möglichen Kunststücken und machten große Partien. Meine besondere

Fertigkeit im Schwimmen hat mir später die große Freude bereitet, zwei Menschen, die dem Tode des Ertrinkens nahe waren, das Leben retten zu können: das erste Mal im Jahre 1760, wo ich einen Soldaten, der bei Torgau in die Elbe gefallen war, mit eigener Lebensgefahr herausholte und so rettete; das zweite Mal vor mehreren Jahren im Colberger Hafen, wo der Sohn eines reichen Edelmanns, der sich etwas zu weit in die See hinaus gewagt hatte, plötzlich, vom Krampfe befallen, nicht mehr zurück konnte und dem Untergange nahe war. Zufällig badete auch ich an dem Morgen, schwamm mit größter Behendigkeit nach dem schon sinkenden Knaben, faßte ihn mit dem linken Arme, und es glückte mir, freilich mit Anstrengung aller Kräfte, ihn bis auf eine flache Stelle zu bringen und so den Wellen zu entreißen. Ich war von dieser äußersten Anspannung meiner Kräfte so erschöpft, daß ich in tiefer Ohnmacht über eine Stunde lang am Strande gelegen habe, so daß viele Leute schon geglaubt hatten, mir sei ein inneres Gefäß gesprungen und ich daran gestorben. Der Vater des geretteten Knaben schickte mir zum Dank eine kostbare goldene Taschenuhr, auf deren Gehäuse Jahreszahl und Datum des Tages,

an welchem ich seinen Sohn aus der Ostsee gezogen, eingravirt war. Ich besitze solche noch, und sie wird hoffentlich recht lange Zeit in meiner Familie von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Es ist ein köstliches Gefühl, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, und alle Schätze der Welt können solches nicht aufwiegen.

Im Wintersemester 1751—52 wurde ich mit einem jungen, reichen Edelmanne aus Mecklenburg bekannt, welcher sich des Studirens wegen in Halle aufhielt, aber, wie es damals die Gewohnheit der meisten jungen, wohlhabenden Edelleute war, gerade nicht allzu viel arbeitete. Er wollte gern in seinem Vaterlande beim höchsten Gerichtshofe angestellt werden, und mußte deshalb eine juristische Arbeit in lateinischer Sprache einliefern, und da er kein fertiger Lateiner war, half ich ihm bei dieser Uebersetzung, wofür ich vier Ducaten und des Abends stets eine warme Mahlzeit erhielt.

Dieses Geld kam mir sehr erwünscht, um mir ein warmes, mit Fries gefüttertes Winterkleid machen zu lassen; denn mein Rock, welcher aus dem alten Priesterrocke meines seligen Vaters gefertigt war, wurde jetzt so fadenscheinig und defect, daß mich gar arg darin fror. Die kahlen Stellen

hatte ich schon öfter mit Tinte wieder schwarz gefärbt, allein zuletzt wollte das auch nicht mehr helfen, und so war ich denn nicht wenig erfreut, als ich mir zu Weihnachten diesen neuen, stattlichen Rock zulegen konnte. Um weniger von der Kälte zu leiden, hatte ich mir von weichem Löschpapier eine Art Unterziehjacke selbst genähet, die ich unter dem Hemde trug, und welche sehr schützte.

Bei diesem jungen Edelmanne, der in einem Monate mehr Geld auszugeben hatte, als ich in einem ganzen Jahre, übte ich mich des Abends, wenn ich ihm seine lateinischen Uebersetzungen durchcorrigirt und abgeschrieben hatte, häufig einige Stunden im Stoß- und Hiebfechten, wozu er alle Apparate besaß. Es war eine sehr nützliche Leibesbewegung, welche den Blick scharf, den Arm gelenkig und die Brust frei machte; ich betrieb dieselbe mit solchem Eifer, daß ich allmählich ein ganz guter Fechter wurde, obgleich ich sonst keinen Fechtboden besuchte, und allen Raufereien, wie solche damals unter den Hallenser Studenten gebräuchlich, sorgfältig aus dem Wege ging. Hatte ich doch weder Geld noch Zeit zu solcher Allotria, sondern mußte Beides

auf das genaueste zu Rathe halten, wenn ich mir einen Weg durch's Leben bahnen wollte.

Bisher war ich von den süßen Regungen der Liebe, wie solche in das Herz jedes kräftigen, unverdorbenen Jünglings einzuziehen pflegen, noch nicht berührt worden; denn theils fehlte mir die Gelegenheit, mit jungen Mädchen zusammen zu kommen, theils hatte mich auch mein Eifer im Studiren davor bewahrt. Im Sommer 1752 sollte ich jedoch auch von Cupido's scharfem Pfeil getroffen werden. In das mir gegenüberliegende Haus war zu Ostern dieses Jahres die Wittwe eines Predigers, welcher in Thüringen eine Pfarrstelle gehabt, mit ihren zwei erwachsenen Töchtern eingezogen. Anfangs hatte ich, über meine Bücher und Collegienhefte gebeugt, diese neue Nachbarschaft wenig beachtet; allein allmählich war ich doch dahinter gekommen, daß die älteste dieser beiden Pfarrertöchter ein sehr hübsches Frauenzimmer sei. Sie war groß und schlank gewachsen, hatte hellbraunes Haar, gar liebliche braune Augen und einen sehr edlen, einnehmenden Ausdruck in ihrem Gesicht, welches vielleicht nur etwas zu lang und schmal war, um vollkommen schön genannt zu werden.

Wir begegneten uns mitunter auf der Straße,

und da war es doch meine Pflicht als Nachbar, höflich die Mütze vor ihr zu ziehen, worüber sie dann stets tief erröthete und mit einem zierlichen Knix dankte. Nach und nach kam ich so weit, daß ich absichtlich jede Gelegenheit, meine hübsche Nachbarin zu begegnen, eifrig aufsuchte, und mir selbst einen weiten Umweg oder ein langes Warten nicht verdrießen ließ, wenn ich dadurch ein Zusammentreffen bewirken konnte. Sie mußte dies wohl bemerkt haben, denn hierin besitzen alle Frauenzimmer eine eigene, von der Natur gleichsam ihnen angeborene Schlauheit, da ich beobachtete, daß sie immer mehr erröthete und jedesmal tiefer knixte, wenn ich ihr begegnete. Auch wollte es mir mitunter scheinen, als ob auch sie diese Begegnungen absichtlich herbeiführte, worüber ich mich in meinem Innern dann sehr freute.

Gesprochen hatte ich mit der hübschen Emma — ihren Namen wußte ich auch schon — noch niemals ein einziges Wörtlein, denn dazu war ich viel zu schüchtern; ich glaube, die Wörter wären mir in der Kehle stecken geblieben, wenn ich wirklich eine solche Anrede hätte versuchen wollen.

Als wir weiter in den Sommer hineinkamen,

setzte sich die Frau Pastorin, wie es damals in Halle Sitte war, des Abends häufig auf die Bank vor ihrer Hausthür, um freie Luft zu genießen. Sie war eine redselige Frau, wie man das vielfach bei den älteren Frauenzimmern findet, und es dauerte kaum einige Tage, so hatte sie mich zuerst angeredet und zu mir gesagt: „Er scheint mir ein sehr fleißiger Studiosus zu sein, mein Lieber, denn ich sehe, daß Er fast den ganzen Tag hinter Seinen Büchern sitzt, und nicht mit Seinen anderen Collegen auf der Straße herumstolzirt und allerlei Unfug treibt. Ganz so war mein seliger Eheherr auch, als ich ihn Anno 1720 hier kennen lernte." Nun, da gab denn ein Wort das andere, und ich war mit der Frau Pastorin schon in eine lebhafte Plauderei verwickelt, als ihre beiden Töchter dazukamen.

Clara, die Jüngste, war ein lebhaftes, munteres Mägdlein, und meinte, sie habe kaum geglaubt, daß ich sprechen könne, so stumm und schweigsam sei ich an ihnen vorbeigegangen, während Emma über und über erröthete und ihre schönen Augen zu Boden schlug. Doch ich mußte sie natürlich jetzt auch anreden, wenn ich nicht geradezu unhöflich sein wollte, und es war mir ein ganz besonderes Gefühl, das tief in

mein Herz drang, als ich den süßen Ton ihrer Stimme vernahm.

So war ich denn mit der Mutter und ihren Töchtern zuerst bekannt geworden, und es traf sich, daß ich jetzt fast allabendlich ein Stündlein mit ihnen auf der Bank vor dem Hause verplauderte. Nur wenn schlechtes Wetter war und man nicht draußen sein konnte, ging dies nicht, und ich erinnere mich noch jetzt, mit welchem Eifer ich schon am frühen Morgen den Himmel studirte, ob sich auch wohl ein Regenwölkchen dort zeigen würde, und wie betrübt ich war, wenn schlechtes Wetter oder ein anderes Ungefähr diese Zusammenkunft auf der Bank verhinderten. Daß auch die schöne Emma sich freute, wenn wir uns dort sprechen durften, konnte ich bald bemerken.

Nach einigen Wochen war ich so weit schon mit der Familie bekannt, daß die Frau Pastorin mich aufforderte, dann und wann an einem schönen Sonntagnachmittag einen Spaziergang mit ihnen auf ein Dorf in der Umgegend zu machen, wo wir uns dann an einer Schüssel saurer Milch oder an Obst und Brot erlabten, und am späten Abend, in der Seele vergnügt, wieder gen Halle zogen. Die beiden Mädchen

waren sehr musikalisch und sangen recht gut, und da ich damals noch einen ganz leidlichen Tenor besaß, so begleitete ich sie dabei. Diese von uns an lauen Sommerabenden gesungenen Tercette, wenn wir im Mondenschein durch die reichen Fluren der Umgegend von Halle zurückwanderten, sind mir noch jetzt so unvergeßlich, daß mir alle Lieder, welche wir damals sangen, im Kopfe geblieben.

Solche gemeinschaftliche Ausflüge an der Geliebten Seite waren für mich stets eine Quelle des reichsten Entzückens, und es geschah häufig, daß ich, wenn meine Kasse schlecht bestellt, und leider war sie dies nur zu oft, des Mittags nur trockenes Brot aß, um die zwei bis drei Groschen, die ich bei einer solchen Partie verzehrte, besser verantworten zu können.

Mitunter machten wir auch eine Wasserpartie, wozu ich mir dann den Kahn von meinem Hauswirth, der einen solchen besaß, lieh, und da ich in Colberg, wo fast jeder Junge mit dem Seewesen vertraut wurde, die Handhabung von Ruder und Segel gelernt hatte, so regierte ich dann das Schifflein. Wenn wir uns schließlich bei der Zurückfahrt auf den Wellen der Saale hinuntergleiten ließen, und die Schwe=

stern das Lied „Guter Mond, du gehst so stille,“ mit ihren lieblichen Stimmen sangen, so waren dies Stunden des höchsten Entzückens für mich.

Als der Herbst mit seinen längeren Abenden und rauher Witterung herankam, forderte die Frau Pastorin mich auf, sie mitunter des Abends auf ein Stündlein in ihrer Wohnung zu besuchen. Wie traulich und heimlich war es dort, obgleich die Einrichtung nur die höchste Einfachheit zeigte, denn die Familie hatte ebenfalls nur geringe Mittel. Wir sangen dann oft gemeinschaftliche Lieder, wobei ich am Spinet begleitete, oder ich las den Mädchen die Gellert'schen Fabeln oder andere gute Sachen vor, während sie fleißig nähten und die Mutter spann, oder wir lachten und machten Scherze, gaben uns Charaden auf, und wer sie errieth, bekam zum Preise mehrere Walnüsse oder Pflaumen. Die Bewirthung bestand gewöhnlich nur in einigen Bratäpfeln, welche im Ofen zuvor zischten und prasselten; mitunter an Sonntagabenden spendirte wohl die Frau Pastorin einige Tassen Warmbier und trockene Semmel dazu.

Ich hatte im Wintersemester von 1752—53 einigen reichen Studenten Privatstunden zu geben, und verdiente mir dadurch einen kleinen

Zuschuß, der mir jetzt sehr zu statten kam, um beiden Schwestern am heiligen Christabend ein kleines Geschenk zu machen. Ich schenkte jeder von ihnen eine mit Pelz eingefaßte Haube, wie sie die Bürgertöchter in Halle damals häufig im Winter zum Schutz gegen Kälte und schlechtes Wetter trugen, und der Frau Pastorin eine in Horn gefaßte Brille, die sie beim Lesen gebrauchte. Glücklicher Weise blieb mir noch gerade so viel Geld übrig, um auch meiner guten Mutter, die ich nun schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen hatte, ein warmes Wintertuch mit der Post nach Colberg schicken zu können.

Einen so vergnügten heiligen Abend, wie den des Jahres 1752, hatte ich nicht mehr erlebt, seit mein seliger Vater gestorben war. Die Frau Pastorin hatte einen Christbaum mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen aufgeputzt, und es gab eine ordentliche Bescherung, bei der ich von jeder der Töchter zwei Paar warme wollene Winterstrümpfe und von der Frau Pastorin ein Paar Handschuhe, Alles selbstgestrickt, erhielt. Wir waren lustig wie die kleinen Kinder, tanzten um den hellstrahlenden Baum herum und klatschten in die Hände, und nachher gab es sogar ein Gericht Karpfen mit einer polnischen

Biersauce und dazu ein Gläschen Punsch. Das war ein Luxus, wie er in der sparsamen Haushaltung nicht oft vorkam.

Am Sylvesterabend dieses Jahres verlobte ich mich der Jungfrau Emma. Daß wir uns wirklich liebten, so ganz aus vollem Herzen liebten, davon waren wir Beide fest durchdrungen, ohne daß es dazu eines Wortes bedurft hätte. An diesem Abend besuchte ich mit der Familie den Abendgottesdienst. Auf dem Chor kam ich neben Emma zu sitzen. Während der volle Orgelklang durch die Kirche brauste, berührten sich unsere Hände wie zufällig, um sich dann, wie von magnetischer Kraft gezogen, mit festem Druck ineinander zu schließen. Da faßte ich einen mir bisher ganz fehlenden Muth, und ein leises: „Wollen Sie für immer die Meine sein und einen treuen Herzensbund mit mir schließen?“ kam von meinen Lippen, und bald ertönte ein inniges: „Ja, ich will es, und werde Ihnen treu für immerdar bleiben,“ als Antwort aus der Geliebten Munde. O, wie glücklich war ich in jener Stunde! Ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Wonne und Seligkeit, und mein inniger Dank für des Höchsten Gnade, daß er mir eine solche

Braut gegeben habe, mischte sich in den Lobgesang der frommen Gemeinde.

Beim Nachhausegehen aus der Kirche führte ich Emma am Arm und besprach mit ihr leise das Weitere, während die Mutter mit der jüngeren Tochter vorausgegangen war. Es war ein glücklicher Abend, und mit den frohesten Gefühlen verbrachte ich schlaflos die Neujahrsnacht von 1752 auf 1753. Am andern Morgen sprach ich, wie es mir Pflicht und Sitte dringend gebot, mit der Frau Pastorin, Emma's Mutter. Anfangs schüttelte diese zwar mißbilligend den Kopf — denn da wir Beide nur ein äußerst geringes Vermögen besaßen, und es im günstigsten Falle noch immer an sechs bis acht Jahre dauern konnte, bis ich eine Pfarrstelle erhalten würde, welche es mir gestattete, eine Frau zu ernähren, so mußte unsere Verlobung voraussichtlich von langer Dauer sein; als aber die Frau Pastorin erfuhr, daß ihre Tochter mich ebenfalls treu liebe, und wir den Bund der Herzen schon geschlossen hätten, da gab sie zuletzt doch auch ihre Einwilligung zu unserer Verlobung, unter der Bedingung, daß solche vorerst wenigstens noch geheim gehalten werden solle. So trat ich denn das Jahr 1753 als Bräutigam, und zwar als ein äußerst glück-

licher, an und meine Seele schwelgte förmlich in schönen Hoffnungsträumen. Alle Abend verbrachte ich nun zwei Stunden in der Gesellschaft meiner Braut, und lernte den Reichthum ihres Geistes und die Trefflichkeit ihres Herzens immer mehr schätzen. Um diese Zeit wieder bei meinen Studien einzuholen, zumal ich jetzt fleißiger wie je war, da die Liebe zu meiner Braut ein immer neuer Sporn für mich wurde, auf das fleißigste zu arbeiten, um mir bald eine feste Lebensstellung zu erwerben, studirte ich schon des Morgens von vier Uhr an. Um Holz zu sparen, blieb ich dabei im Bette liegen, stellte die Lampe auf den Tisch daneben, und trieb nun Griechisch oder Hebräisch, daß es eine Freude war. Ich ertheilte in diesem Jahre übrigens häufig Privatunterricht, oder übersetzte die Dissertationen von Studenten, welche das Doctorexamen machen wollten, in das Lateinische, und hatte manchen Nebenverdienst dadurch. So war das Jahr 1753 bis zum Herbst für mich ein überaus glückliches, an welches ich noch jetzt mit der lebhaftesten Freude zurückdenke.

Gott der Herr hat es in seiner Allweisheit aber nicht gewollt, daß ich meine damalige Braut, Emma Mahlmann aus Halle, zur Ehehälfte bekommen sollte. Im Jahre 1757 erkrankte sie an

dem Lazarethfieber, welches damals in Halle stark wüthete, und war in wenigen Stunden eine Beute des Todes. Ein langer Brautstand blieb ihr dadurch freilich erspart, denn meine Verhältnisse, auf welche der Siebenjährige Krieg stark einwirkte, gestatteten nicht, daß ich vor 1764 mir einen eigenen Hausstand gründen konnte. Ihr Tod betrübte mich damals auf das tiefste, und auch jetzt noch, wo ich an der Seite meiner nunmehrigen treuen Gattin seit Decennien mich des größten Glückes, welches eine Ehe gewähren kann, erfreue, halte ich ihr Andenken hoch in Ehren. Eine kleine Kreidezeichnung, die ihr Bildniß zeigt, hängt über meinem Studirtisch. Meine jetzige liebe Frau, die frühere kleine blonde Marie aus Colberg, die ich damals so viel auf den Armen umhergetragen hatte (bei den zweihundert und zehn Pfund, die sie nunmehr wiegt, sollte mir dies jetzt wohl schwer fallen), denkt großmüthig genug, dies Bild meiner früheren Braut an deren Geburtstag regelmäßig mit einem herrlichen grünen Mooskranz zu verzieren. Weiß sie doch, daß meine innige Liebe zu ihr durch das Andenken an die Gestorbene nicht im allermindesten beeinträchtigt wird.

Im Herbst 1753, wo ich nun bereits ein

Triennium in Halle studirt hatte, und mich rüstete, mein theologisches Examen zu bestehen, sollte ein Ereigniß eintreten, welches meinem ganzen Leben eine völlig veränderte Gestaltung gab.

Ich war mit meiner Braut nach dem schönen Giebichenstein spazieren gegangen, als wir einem Haufen arg betrunkener Studenten von einer Landsmannschaft, welche sich durch ihre Rohheit und Renommisterei schon längst einen berüchtigten Namen erworben hatte, begegneten. Dem Trupp auszuweichen war unmöglich, wir mußten vielmehr gerade hindurch gehen. Daß die Trunkenbolde mich höhnten und mir die Schimpfnamen „Kameel", „Finke" und noch andere zuriefen, berührte mich nicht weiter, als aber einer von ihnen, ein baumlanger Westfale, die Frechheit sogar so weit trieb, meine Braut zu umarmen, da übermannte mich der gerechte Zorn, und ich hieb ihn mit meinem Spazierstock so heftig über den Kopf, daß das Blut gleich aus Mund und Nase stürzte. Der ganze Haufe wollte nun über mich herfallen, allein ich vertheidigte mich mit meinem Stocke so lange, bis einige Halloren, die mich kannten, mir zu Hülfe kamen, so daß wir die Trunkenen verjagten.

Einige derbe Hiebe hatte ich freilich auch dabei mit abbekommen.

Meine arme Braut war vor Schreck und Zorn über diese Brutalität fast außer sich, und ich hatte Mühe, sie nur etwas zu beruhigen. Die Lust des schönen Sommernachmittags war uns Beiden jedoch ganz zerstört.

Am andern Morgen ließ mich der Westfale auf scharfe Hieber fordern. Nun war ich zwar bisher, während meiner ganzen dreijährigen Studienzeit, jedem Duell sorgfältig aus dem Wege gegangen, theils weil das Duelliren überhaupt nicht zu meinem Studium der Theologie paßte, theils weil ich das viele Herumhauen, als eine wahre Rohheit, die jedes gebildeten Menschen unwürdig sein sollte, tief verachtete. In diesem Fall aber gebot mir indeß mein Gefühl der Ehre, die Herausforderung anzunehmen, da man mich sonst als einen Feigling allgemein verachtet haben würde. Es giebt Fälle, wo ein Zweikampf mit den Waffen in der Hand für jeden Mann von Ehre und Bildung zu den unumgänglichsten Nothwendigkeiten, denen er nicht entgehen kann, gehört, und dazu rechnete ich auch diesen.

Meiner Braut sagte ich natürlich nichts von

meinem Vorhaben, um sie nicht unnöthig zu ängstigen, nahm im Geheimen die Forderung an und suchte mir unter meinen Commilitonen einen tüchtigen Secundanten. Darauf betrat ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben die Mensur.

Mein Gegner war mir in der Führung des Hiebers überlegen, das bemerkte ich bald, blieb aber nichtsdestoweniger ganz ruhig. So glückte es mir, seine Hiebe eine Zeit lang zu pariren, und ihm, als er zuletzt ungeduldig wurde, einen tüchtigen Hieb über die Brust zu versetzen; leider hieb er in dem Augenblick aber auch zu, und sein Hieber spaltete meine Backe derart, daß sie weit aufklaffte.

Dies war ein entsetzliches Unglück für mich, denn wenn auch die Wunde in vier Wochen wieder ziemlich geheilt wurde, so blieb doch eine so breite rothe Narbe davon zurück, daß ich damit nun und nimmermehr hoffen durfte, eine Pfarrstelle zu erhalten und die Kanzel zu betreten.

So war es denn mit meinem Studium der Theologie aus, und viele Mühe und Fleiß war vergebens gewesen. Es folgte jetzt eine schreckliche Zeit, und ich mag an die vielen Thränen meiner

Braut, an die harten Vorwürfe ihrer Mutter, welche alsbald die Verlobung durchaus rückgängig machen wollte — was aber an dem festen Entschluß meiner Emma, mir unter allen Umständen die Treue zu bewahren, scheiterte — und an die schmerzlichen Briefe meiner armen Mutter, als ich ihr dies Ereigniß gemeldet hatte, gar nicht mehr zurückdenken.

Was half dies Alles aber! Geschehene Dinge ließen sich nun einmal nicht rückgängig machen, und mir sagte eine innere Stimme, daß ich nicht anders hätte handeln können, als ich gehandelt hatte. Da es nun mit der Theologie nichts war, so mußte ich suchen mir durch die Philologie meine künftige Lebensstellung zu sichern. In mancher Hinsicht war mir eigentlich dieser Tausch gar nicht so ganz unangenehm; ich hatte doch mitunter wohl einige innere Bedenklichkeiten gegen manche theologische Lehren, die ich als richtig anerkennen und von der Kanzel später predigen sollte, gehegt, obgleich ich alle solche Zweifel möglichst zu unterdrücken suchte. Auch an der Franke'schen pietistischen theologischen Richtung, wie solche damals in Halle herrschte, wollte mir Mehreres gar nicht gefallen. Studirte ich von nun an nur Philologie, zu welchem Stu-

dium ich mich stets in besonders hohem Grade hingezogen fühlte, so war ich damit aller dieser mich oft sehr quälenden Zweifel überhoben und konnte mich ganz meinem freien Forschungstrieb hingeben; dafür aber hatte ich als Philologe nicht so bald Hoffnung, eine sichere Brotstelle zu erhalten, wie als Theologe, und das war denn auch wieder eine Sache, die bei meiner gänzlichen pecuniären Mittellosigkeit mir nicht geringe Sorge machte.

Da mir nun in Halle das Stipendium von jährlich fünfzig Thalern entzogen wurde, ich aber in Leipzig für die Philologie eine bessere Förderung fand, wie auch mehr Aussicht hatte, mir als Corrector von Werken oder als Privatlehrer einigen Nebenverdienst zu verschaffen, so beschloß ich, im Spätherbst 1753 von Halle dahin zu übersiedeln.

Der Abschied von meiner geliebten Braut ward mir zwar äußerst schwer, doch hatten wir den Trost, uns allwöchentlich einmal schreiben zu können.

5.

Aufenthalt in Leipzig. Häufiger Verkehr mit dem berühmten Professor Gellert. Dessen nähere Charakteristik. Anstellung als Secretär bei dem Baron von Bielfeld auf Treben. Reise nach Colberg. Aufenthalt in Treben von 1755—1757. Vielfache Erzählungen des Barons von Bielfeld über den König Friedrich den Großen, zu dessen näherer Umgebung er mehrere Jahre gehört hatte. Plötzlicher Einmarsch der preußischen Truppen im Churfürstenthum Sachsen. Beginn des Siebenjährigen Krieges.

In der berühmten Stadt Leipzig fühlte ich mich anfangs sehr einsam, und die Sehnsucht nach dem gemüthlichen Halle, wo eine liebende Braut meiner harrte, war ungemein groß. Ich suchte meine Betrübniß durch fleißiges Arbeiten zu zerstreuen, was ich für das beste Mittel halte, um allen Kummer der Seele zu lindern. Glücklicher Weise fand ich hier auch bald eine Beschäftigung als Corrector für lateinische und griechische Druckschriften in einer bekannten Drucke-

rei, wodurch ich mir wöchentlich gegen zwei Thaler verdiente; denn von den hundert Thalern, welche mir meine gute Mutter alljährlich noch aus Colberg schickte, hätte ich nicht leben können, da ich noch mehrere Collegia hörte und mir viele Bücher anzuschaffen hatte. Da ich das Studium der Theologie gänzlich aufgegeben hatte, so widmete ich mich mit allem Fleiße der Philologie, um hierin einmal etwas Tüchtiges zu leisten; ich gedachte noch ein Jahr zu studiren, um mich dann womöglich um eine Lehrerstelle an einem Gymnasium zu bewerben.

Einige Monate mochte ich mich schon in Leipzig aufgehalten haben, als ich durch einen Hallenser Bekannten bei dem berühmten Gellert, welcher hier als Professor der Philosophie lebte, eingeführt wurde. Schon längst hatte ich zu den begeisterten Verehrern der Schriften dieses vorzüglichen Dichters gehört und seine Werke wiederholt mit stets neuem Entzücken gelesen; besonders seine unübertrefflichen Fabeln, in denen die reinste Moral mit der vollendetsten Anmuth der Form auf eine so seltene Weise vereinigt ist, und bei deren Lesen man nicht weiß, ob man die Poesie der Erfindung, oder die Vollendung der Ausführung mehr bewundern soll, hatten

mich ungemein angesprochen. Auch las ich sie häufig mit meiner vielgeliebten Emma, und ich entsinne mich, wie wir Beide zuweilen über den Humor mancher Fabeln kaum aus dem Lachen herauskommen konnten, und dann wieder bei besonders rührenden Stellen fast bis zu Thränen gerührt wurden. Es geht doch nichts über das Lesen eines guten Buches, und außer dem Genuß der schönen Natur wüßte ich nichts, was meiner Seele eine so reiche Quelle des Entzückens bietet. Es sind Alle zu beklagen, welche keinen Geschmack an höheren geistigen Genüssen finden, und die einzigen Freuden ihres Lebens nur in der Befriedigung roher Sinnenlust, in frivolen Vergnügungen suchen. Wahrlich, ihr irdisches Dasein muß ihnen zuletzt doch unerträglich langweilig vorkommen, und wenn sie über die Schätze des Großmoguls geböten, und die köstlichsten Weine täglich aus goldenen Bechern schlürfen, oder die prächtigsten Berliner Ballette vor sich aufführen lassen könnten, um ihre erschlafften Sinne zu kitzeln.

Die persönliche Bekanntschaft des Professors Gellert, dieses Mannes, den ich so hoch verehrte, erfreute mich ungemein, und außer jener Unterredung mit meinem großen Könige Friedrich II.

hätte es nichts gegeben, was mir so erwünscht sein konnte, als diesen seltenen Mann näher kennen zu lernen. Und wahrlich, die hohe Vorstellung, welche ich mir bisher von ihm nach seinen Schriften gemacht, wurde nicht im Geringsten getäuscht, sondern vielmehr gesteigert, seit ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen. Selten in meinem Leben habe ich einen Mann gekannt, welcher Herzensgüte, Milde und Frömmigkeit, verbunden mit regem Geiste und großer Lebhaftigkeit, in so hohem Grade vereinigte. Schon bei dem ersten Besuche, den ich ihm abstattete, wurde ich von seinem Wesen hingerissen, und fühlte mich ganz glücklich, da ich auf ihn einen vortheilhaften Eindruck gemacht haben mußte, denn er forderte mich auf, ihn öfter zu besuchen und als einen älteren Freund zu betrachten, welcher, so viel er vermöchte, mich mit Rath und That zu unterstützen bereit sei. Von dieser gütigen Erlaubniß wagte ich anfangs nur selten Gebrauch zu machen, denn ich fürchtete unbescheiden zu sein und sein Anerbieten zu mißbrauchen. Als ich aber allmählich näher mit Gellert bekannt wurde, holte ich ihn im Frühling 1754 fast täglich zu einem Spaziergang ab und wandelte mit ihm mehrere Stun-

den im Rosengarten und vor den Thoren Leipzigs umher. Diese Spaziergänge mit Gellert waren für mich ein großer Genuß, und ich lernte dabei mehr, als wenn ich die besten Collegia gehört oder dicke Folianten durchstudirt hätte. Er hatte die seltene Gabe, aus den reichen Schätzen seines Geistes den jungen Leuten, denen er wohlwollte, sehr nützliche Mittheilungen zu machen; auch besaß er die Weise eines guten Lehrers, stets anregend zu wirken und seine Schüler niemals zu ermüden, sondern zu eigenem Forschen anzufeuern, in besonderem Grade. Ich erinnere mich, daß ich damals auch die Vorlesungen des berühmten Professors der Geschichte, Massow, besuchte; da nun Gellert die Gewohnheit hatte, bei unseren täglichen Promenaden sich über den Inhalt derselben mit mir in ein längeres Gespräch zu verwickeln und seine Ansichten über das, was ich gehört, darzulegen, so erhielten die sonst etwas trockenen Vorlesungen des Professors Massow erst einen Hauptreiz für mich, und ich wurde dadurch ungleich mehr zu dem Studium der Geschichte hingezogen, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Auch über die deutsche Poesie unterhielt sich Gellert gern und oft mit mir, und machte mich

auf die besonderen Schönheiten unserer Sprache aufmerksam. Wie oft bedauerten wir Beide, daß König Friedrich, dessen geistige Größe Gellert ebenfalls hoch verehrte, wenn er auch sonst nach seiner patriotischen Gesinnung ein echter Sachse war, die deutsche Poesie so gering schätzte und dagegen die französische bevorzugte. Es wollte Gellert daher um so weniger einleuchten, daß es der historische Beruf Preußens sei, das ganze Norddeutschland über kurz oder lang unter den mächtigen Flügeln seines Adlers zu vereinen. Und doch hat König Friedrich, wenn er sich auch leider um die deutschen Dichter und deren Werke sehr wenig kümmerte, und viel besser und lieber französisch als deutsch sprach und schrieb, auf die jetzige Blüthe der deutschen Dichtkunst, welcher ich mich noch am Abend meines Lebens erfreuen darf, einen ungemein belebenden Einfluß gehabt. Rettete er nicht durch seinen siegreichen Siebenjährigen Krieg ganz Norddeutschland vor österreichischer Despotie und Pfaffenwirthschaft, und gab uns eine Freistatt für geistiges Forschen und Denken? Begeisterten seine unsterblichen Thaten nicht unsern alten Vater Gleim, die prächtigen Lieder eines preußischen Grenadiers zu dichten, und hätte Lessing wohl ohne

seine Siege das witzige Lustspiel „Minna von Barnhelm“ schreiben können, oder eine Wiener Censur die Herausgabe von „Nathan dem Weisen“ gestattet? Es ist meine feste Ueberzeugung, daß das jetzige Aufblühen der deutschen Poesie wesentlich durch die Thaten Friedrich's des Großen gefördert wurde, und ohne seinen unermeßlichen Einfluß, den er auf das Gedeihen unseres geistigen Lebens in dem außerösterreichischen Deutschland ausübte, wäre es Männern, wie Gleim, Lessing, Klopstock, Wieland, und in jüngster Zeit auch Schiller und Goethe, nicht möglich geworden, ihre eminenten Geistesproducte zu schreiben, noch viel weniger aber herauszugeben. Wie oft beklage ich es, daß mein trefflicher alter Gellert das jetzige frische Leben, das in dem schönen grünen Walde unserer deutschen Dichtkunst herrscht, wo von allen Seiten neue Knospen und Blüthen hervorbrechen, nicht mehr sehen konnte. Wie würde seine edle Seele, welcher Neid und Eitelkeit so gänzlich fern lagen, sich an all' diesen Herrlichkeiten erfreut haben. Uebrigens wurde Professor Gellert von dem Könige Friedrich persönlich ausgezeichnet, was außer ihm nur sehr wenigen deutschen Poeten zu Theil geworden ist.

Als ein großes Unglück mußte es betrachtet

werden, daß ein so edler, und so vielseitig gebildeter Mann, wie Professor Gellert, von dem bösen Uebel der Hypochondrie arg gequält wurde. Diese schlimme Krankheit, die in seiner Leber ihren Sitz hatte, und gegen welche er selbst Carlsbad wiederholt vergeblich besuchte, verbitterte viele Stunden seines Lebens und raubte ihm manchen Genuß. Er war oft von der trübsten Stimmung befallen, sah überall nur schwarz und düster in die Zukunft, und schloß sich förmlich menschenscheu in sein Studirzimmer ein, obgleich sein edles Herz sonst so wohlwollend für die gesammte Menschheit schlug und er alle Bittenden, so viel er vermochte, mit Rath und That auf das uneigennützigste unterstützte. Seinem Aeußeren nach war er von mittlerer Größe und schlankem Wuchs, hielt sich aber etwas vornübergebeugt, wie dies alle Menschen, welche den größten Theil ihrer Zeit hinter dem Studirtische verbringen, so leicht zu thun pflegen. Sein Gesicht war regelmäßig, hatte aber eine gelblichblasse Farbe, wie dies bei Leberkranken häufig der Fall ist. Sein großes Auge hatte einen ungemein sanften und wohlwollenden, dabei aber auch geistig lebendigen Ausdruck. Eine vorzügliche Eigenschaft war seine wahre Frömmigkeit

und sein unbedingtes Gottvertrauen, und wenn er sich auch von jeglichem Pietismus gänzlich fern hielt und die Einseitigkeit der Franke'schen Richtung in Halle entschieden beklagte, so war er doch ein wahrer Christ in der vollsten und edelsten Bedeutung dieses herrlichen Wortes. Noch jetzt entsinne ich mich mit Vergnügen, daß ich einst eine längere Unterredung mit ihm über Voltaire und dessen freche Religionsspöttelei hatte, und wie er das verderbliche Beispiel, welches dieser witzige und geistreiche, aber moralisch durch und durch nichtsnutzige Mensch gab, der eine böse Schaar gottloser Schüler heranbildete, gar nicht hart genug verdammen konnte. Ich habe den sonst so sanften und milden Gellert niemals so scharf urtheilen und in so gerechten Zorn ausbrechen hören, als bei diesem Gespräch über Voltaire und dessen Einfluß; seine Augen blitzten dabei förmlich vor Zorn.

So verlebte ich das Jahr 1754 vielfach im näheren Umgange mit Professor Gellert und konnte selbst in mancher Hinsicht als sein Amanuensis angesehen werden. Als er einst wegen einer Augenkrankheit mehrere Wochen nicht schreiben durfte, war ich sein Secretär, und er dictirte mir täglich einige Stunden in die Feder.

Dieser tägliche Verkehr mit dem berühmten Manne brachte mir übrigens manche pecuniären Vortheile, die ich bei meinen schlechten Geldverhältnissen nicht gering anschlagen durfte. Der Professor wurde nämlich sehr häufig von vornehmen Familien in der Nähe und Ferne darum ersucht, ihnen Hofmeister für ihre Kinder oder Lehrer zu Privatstunden, oder Secretäre zu verschaffen. So hatte er mich denn auch vorgeschlagen, zwei jungen, sehr reichen Herren von Lüttichau, die sich des Studirens wegen in Leipzig aufhielten, täglich eine Privatstunde in den neueren Sprachen zu geben, wofür ich wöchentlich drei Thaler erhielt, was eine große Hülfe für mich war. Auch hatte er mir für den Sonntag einen Freitisch in einer angesehenen Bankierfamilie, die sich lebhaft für Kunst und Literatur interessirte, verschafft. Ich mußte den Töchtern daselbst Berichte über die neuesten Erscheinungen des deutschen Büchermarktes abstatten, Bücher für sie kaufen, einzelne Gedichte abschreiben, oder ähnliche kleine Dienste leisten, wofür ich dann Billets zum Theater oder zu Concerten, die ich mir meiner Armuth wegen nicht selbst kaufen konnte, oder Bücher, oder auch einige Lebensmittel zum Geschenk erhielt.

So verlebte ich das ganze Jahr 1754 auf eine eben so angenehme als nützliche Weise in Leipzig, und wenn ich mich auch sehr einschränken mußte, so hatte ich doch zu leben, aß mich täglich zweimal satt, trug eine zwar einfache, aber doch reinliche und anständige Kleidung, und bewohnte vier Treppen hoch in der Nikolaistraße ein reinliches, helles, so recht zum fleißigen Studiren geeignetes Stüblein bei einer armen Schneiderwittwe, die zugleich meine häusliche Aufwartung besorgte. Was konnte ich also in dieser Hinsicht wohl mehr verlangen, zumal mir Gellert, der selbst nicht den mindesten Werth auf Luxus und vergnügungssüchtiges, vornehmes Leben legte, auch hierin zum leuchtenden Beispiel diente. Nur der Wunsch, baldigst so viel zu verdienen, um der Spende meiner theuern Mutter, die sie mir mit so großer Aufopferung noch immer sandte, nicht mehr zu bedürfen, beseelte mich.

Eine reiche Quelle des höchsten Genusses blieben für mich stets die Briefe meiner lieben, theuern Braut, die ich allwöchentlich erhielt und auch regelmäßig wieder beantwortete. Ich war zu der Zeit, wo der gelbrockige Briefträger solchen Brief bringen mußte, stets in einer gewissen gespannten Erwartung, blickte aus meinem Fen-

ster die Straße entlang, ob ich ihn wohl auf unser Haus zuschreiten sah, und eilte dann die vier Treppen hinunter und ihm bis auf die Flur entgegen, theils um dem ohnehin schon arg gequälten Mann das Steigen der steilen und engen Treppen zu ersparen, theils aber auch, um das liebe Brieflein desto eher in die Hände zu bekommen. Das war dann ein schöner Augenblick, wenn ich mich in meinem alten, defecten Lehnstuhl bequem zurechtsetzte, das Siegel erbrach und nun zu lesen anfing, was mir meine liebe Braut geschrieben hatte. Noch größer war freilich die Freude, wenn ich sie selbst sehen und an mein Herz drücken konnte. Alle acht Wochen erlaubte ich mir den Genuß, am Sonnabend zu Fuß von Leipzig nach Halle zu gehen, dort den Sonntag zu bleiben und am Montag in aller Frühe wieder zurückzuwandern; diese beiden Nächte schlief ich dann bei einem guten Freunde auf dem Sopha, da die Einkehr in einem Wirthshause für meine Kasse zu theuer war. Auch in den Ferien war ich mitunter einige Tage in Halle, und erfreute mich dann des Umganges mit meinem Bräutlein. Wohl war dies eine schöne Zeit, wie solche nur die Jugend mit ihrer vollen

Lebenskraft und ihren rosigen Träumen für die Zukunft kennt.

Zu October 1755 sollte mein Aufenthalt in Leipzig, an den ich stets mit der größten Freude zurückdenken werde, sein Ende nehmen. Studirt hatte ich nun schon lange genug, und glaubte im Stande zu sein, allen Anforderungen, die an einen tüchtigen Philologen gemacht werden konnten, zu genügen; so war es denn Zeit, daß ich mich nach einer sichern Brotstelle umsah, die mich in Stand setzte, mich selbst zu ernähren, ohne fernerhin des Zuschusses meiner Mutter zu bedürfen. Ich wandte mich mit der Bitte, mir wo möglich eine derartige Stelle verschaffen zu wollen, an meinen alten Freund Gellert, und der erfüllte auch meinen Wunsch auf die beste Weise. Ein Freiherr von Bielfeld, der früher längere Zeit zu der täglichen Umgebung unseres großen Königs Friedrich gehört, mehrere Hofämter bekleidet und den Prinzen Ferdinand mit erzogen hatte, lebte jetzt in stiller Zurückgezogenheit auf einer schönen Herrschaft unweit Altenburg, die ihm seine Gattin zugebracht hatte. Dieser Baron war ein sehr geistreicher und kenntnißvoller Mann, der sich besonders auch für die Literatur ungemein interessirte. Er hatte deshalb

an Gellert geschrieben, daß dieser ihm einen jungen Mann zum Secretär und Bibliothekar empfehlen möge, der aber auch Kenntnisse in den neueren Sprachen besitzen müsse. Zu dieser eben so einträglichen wie angenehmen Stelle schlug nun Gellert mich vor, und da der Herr Baron gerade zur Ostermesse in Leipzig verweilte, so hatte ich die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Ich mußte eine Art Examen bestehen, denn Herr von Bielfeld lud mich zum Frühstück ein, sprach dabei abwechselnd deutsch und französisch, worauf ich in gleicher Sprache antwortete, und unterhielt sich über eine Stunde über alle neueren Erscheinungen der Literatur mit mir. Ich hatte das Glück, dem Herrn Baron zu gefallen, denn er bot mir gleich jene Stelle mit vollständig freier Station und 150 Thalern jährlichem Gehalt an, und ich bedachte mich keinen Augenblick, solche anzunehmen. Ich hätte gar keine angenehmere und mehr zusagende Stelle als gerade diese finden können.

Dazu war es ein großer Vortheil für mich, daß Herr von Bielfeld in Preußen sehr einflußreiche Verbindungen aller Art besaß, mit vielen angesehenen Persönlichkeiten im Verkehr stand, und mir somit nach einigen Jahren leicht eine passende Stelle als Lehrer an einem Gymnasium

oder an einer Universität verschaffen konnte, wenn ich das Glück hatte, mir sein Wohlwollen zu erwerben. Dies aber möglichst zu thun und nichts zu unterlassen, um den Empfehlungen Gellert's auch keine Schande zu machen, war mein fester Entschluß.

Nach einer Verabredung mit dem Herrn Baron brauchte ich erst am 1. Mai mein neues Amt anzutreten und hatte somit noch vier Wochen zu meiner Verfügung.

Seit ich vor vier und einem halben Jahre die Universität Halle bezogen, hatte ich meine liebe Mutter nicht wiedergesehen, und ich beschloß, sie jetzt zu besuchen. Zog es mich doch mit gewaltiger Kraft, mein Haupt wieder einmal an der Mutter Busen ruhen zu lassen. Da ich augenblicklich nicht die baaren Mittel zu dieser Reise besaß, so lieh mir mein edler Gönner Gellert hierzu zehn Thaler a conto meines neuen Gehaltes, und seine Verwendung verschaffte mir auch noch einen Platz in einer Extrapostchaise, in der ein reicher jüdischer Berliner Handelsherr von der Leipziger Messe nach seiner Vaterstadt zurückfuhr. Sehr angenehm war diese Fahrt aber nicht, denn mein Reisegefährte litt sehr an Geldstolz und ließ es mich mitunter auf eine etwas ver-

letzende Weise fühlen, daß er ein reicher Bankier und ich nur ein armer Privatgelehrter sei, der aus Gefälligkeit von ihm mitgenommen wurde. Ich war daher froh, als ich mich in Berlin von ihm verabschieden und bedanken konnte.

So zuwider mir auch eine Postreise war, so ließ sich eine solche jetzt doch nicht vermeiden, da eine Fußwanderung von Berlin nach Colberg mir zu viel Zeit geraubt hätte; ich fuhr mit der nächsten gewöhnlichen Post ab und langte auch glücklich am Ziele meiner Reise an.

Es war ein freudiges Wiedersehen, als ich meine theure Mutter an mein Herz drückte. Zu meiner großen Freude fand ich sie rüstig und auch sonst in ganz angenehmen äußeren Verhältnissen, da die Schule, der sie trotz ihrer Jahre noch immer mit dem größten Eifer vorstand, zahlreich besucht wurde. Von meinem Bruder Friedrich Wilhelm, der in Ostpreußen schon eine königliche Forstwartstelle bekleidete, hörte ich nur Gutes, ebenso von meiner Schwester Christine, die noch immer in der von Wedel'schen Familie lebte. Beide Geschwister sah ich übrigens nicht, da sie zu weit von Colberg entfernt waren, um sie besuchen zu können, so gern ich dies jetzt auch gethan hätte. Von meinem jüngsten

Bruder, Theodor, waren noch keine Nachrichten eingegangen; er war und blieb verschollen, was meine Mutter schwer bedrückte. Doch freute ich mich, als ich meinen früheren Zögling, Joachim Nettelbeck, wiedersah, der ein rüstiger Seemann geworden war, und schon wiederholt Afrika und Amerika besucht hatte. Ich hegte stets eine besondere Vorliebe für diesen frischen, tüchtigen Menschen, der so recht als Urbild eines wahren deutschen Bürgers, wie er sein soll, gelten konnte. Nur zu schnell vergingen die vierzehn Tage, die ich in Colberg bleiben konnte, denn in der Mutter Hause lebt es sich für einen liebenden Sohn gar zu herrlich, mögen auch die äußeren Verhältnisse daselbst noch so bescheiden sein.

Mein Abschied war traurig; denn da ich weder über mein Geld, noch über meine Zeit frei gebieten konnte, so war es sehr zweifelhaft, wann die Verhältnisse es mir gestatteten, die Mutter wieder zu besuchen. Ich habe niemals in meinem ganzen Leben eine besondere Sehnsucht nach großen Reichthümern empfunden, aber der Umstand, daß der Mangel an Geld mich oft verhinderte, alle meine Lieben so häufig, als ich dies wünschte, zu besuchen, betrübte mich mitunter sehr.

Theils mit der Post, theils aber auch eine Gelegenheit benutzend, denn ein Kärrner, der gebackene Pflaumen aus Thüringen nach Stettin gebracht hatte, fuhr leer zurück und nahm mich gegen Geld und gute Worte zwei Tagefahrten in seinem leichten Planwagen mit, reiste ich nach Halle, erfreute mich dort einige Tage des Umganges mit meiner Braut, die ich jetzt zum letzten Mal in diesem Erdenleben sehen sollte, und eilte dann nach Leipzig, um dort am 1. Mai, wie Herr von Bielfeld es gewünscht hatte, einzutreffen. In seiner Gesellschaft fuhr ich dann nach der Herrschaft Treben, welche eine Stunde von Altenburg entfernt liegt, wo er seinen Wohnsitz genommen hatte.

Es war ein ganz neues Leben, das jetzt für mich begann, und in den ersten Tagen fühlte ich mich davon förmlich beengt. Bisher war ich ein armer Student gewesen, der sich kümmerlich hatte durchschlagen müssen, jetzt sah ich mich plötzlich in den Schooß des Ueberflusses versetzt. Ich bewohnte zwei sehr hübsche Zimmer im Schlosse, ein herrschaftlicher Diener reinigte meine Sachen, ich erhielt zum Frühstück guten Kaffee, aß des Mittags vier bis fünf trefflich bereitete Gerichte, konnte auch nach Belieben leichten Wein trinken, fuhr

des Nachmittags häufig spazieren, und hatte dann wieder ein gutes Abendessen. Freilich mußte ich dafür schon des Morgens zehn Uhr ein weißes Halstuch umbinden, mich täglich frisch pudern und frisiren, und durfte des Mittags nur in Schuh und Strümpfen bei Tisch erscheinen, so daß ich bald einsah, daß der größte Theil meines Gehaltes nur für meinen Anzug aufgehen würde.

Um mich gleich von vornherein für meine neue Stellung einrichten zu können, hatte Herr von Bielfeld die Gefälligkeit gehabt, mir hundert Thaler a conto meines Gehaltes Vorschuß zu geben. Mein Amt war übrigens so angenehm und frei als irgend möglich. Am Morgen um zehn Uhr trat ich in das Arbeitscabinet des Herrn Baron, der dann zwei Stunden lang Briefe dictirte oder von mir abschreiben ließ, oder ich mußte die Rechnungen durchsehen und die Correspondenz mit Buchhändlern, Kaufleuten ꝛc. führen. Später arbeitete ich gewöhnlich einige Zeit in der sehr großen und gut ausgewählten Bibliothek des Herrn Barons, ordnete die Bücher und fertigte neue Cataloge an. Am Abend las ich mitunter einige Stunden aus deutschen oder häufiger noch aus französischen Büchern vor, oder

unterhielt mich mit dem Hausherrn und seiner Gemahlin über die neueren Erscheinungen der Literatur, empfahl ihnen Werke, welche sie lesen sollten, und theilte ihnen Kritiken, die sie besonders interessiren konnten, mit.

Ein angenehmeres Leben konnte ich in meiner Stellung wohl nicht führen, und wenn ich auch das Gefühl der Abhängigkeit stets empfand, und nur mit Leuten umgehen konnte, deren socialer Rang ein ungleich höherer als mein eigener war, so hatte ich doch sonst viele Annehmlichkeiten. Dazu war die Gegend, in welcher die Herrschaft Treben lag, äußerst anmuthig, und ein großer, herrlicher Park mit einem Teiche und einem kleinen Fluß umgab das Schloß. Da konnte ich mich denn meiner Neigung, frei und ungebunden in Gottes schöner Natur umherzuschweifen, ganz nach Herzenslust hingeben, und bedauerte nur, daß meine theure Emma nicht an meiner Seite wandeln und alle diese vielfachen Genüsse nicht mit mir theilen könne. Zwar correspondirte ich allwöchentlich regelmäßig mit dem herrlichen Mädchen, und der Tag, an dem mir der Postbote ihren Brief brachte, ward in meinem Wandkalender stets roth unterstrichen, allein daß ich vorerst gar keine Aussicht hatte,

sie bald wiedersehen und an mein klopfendes Herz drücken zu können, verstimmte mich doch nicht wenig. War es doch, als ob mich öfters eine düstere Ahnung überfiel, daß ich die Theure nicht wiedersehen sollte.

Besonders herrlich waren die Frühmorgen für mich, wenn ich allein durch die vom Morgenthau genetzten Fluren wandeln konnte. Meinen guten Spruch: „Aurora musis amica“ beherzigend, war und blieb ich stets ein Frühaufsteher, und so verließ ich auch in Treben spätestens um fünf Uhr mein weiches Bett, zog mich schnell an und wanderte dann hinaus in's Freie. Oft hatte ich dabei den Horaz in der Tasche, und die unübertreffliche Schönheit seiner Lieder erfreute mich in der herrlichen Umgebung, in der ich sie las, stets vom Neuem; außerdem zog mich das Landleben ungemein an, und es machte mir Vergnügen, die nützliche Thätigkeit der Landbewohner in all' ihren verschiedenen Zweigen jetzt näher zu betrachten, wozu ich in Treben die beste Gelegenheit fand. So ein pflügender Bauer, der durch das scharfe Pflugeisen die braune Erde aufreißt, damit sie neuen Samen empfange, oder auch ein Säemann, der mit sicherer Hand die goldenen Körner in des Ackers Schooß streut,

daß die Früchte zum Wohle der Menschheit aus ihm erwachsen, sind für mich stets von großem Interesse gewesen.

Wahrlich, keine Thätigkeit ist nützlicher als die des Landmannes, denn das Wohl und Wehe aller Menschen wird dadurch bedingt, und wenn wir Gelehrten uns manchmal gar den Anschein geben wollen, das, was jener schafft, gering zu schätzen, so ist das nur eine überaus thörichte und lächerliche Selbstüberhebung von uns. Ich achte meinen Gelehrtenstand gewiß sehr hoch und bin stolz darauf, an vierzig Jahre mit aller Kraft meines Geistes und Körpers ihm angehören zu dürfen, allein der Beruf eines Landmannes, der sein Geschäft mit Nachdenken treibt, steht wahrlich nicht geringer, sondern in mancher Hinsicht sogar noch höher, als der unsere. Hätte Gott mich zu einem vornehmen Mann geschaffen und mit äußeren Glücksgütern reich gesegnet, so würde ich nur auf dem Lande leben und meine eigenen Güter bewirthschaften, und der Spruch des Horaz: „Beatus est ille qui procul negotiis“ u. s. w. würde von mir wohl beherzigt werden.

Mein jetziger Brotherr, Baron von Bielfeld, hat dies ebenfalls gethan, und nach einem län=

geren Leben am Hofe und in der diplomatischen Welt sich doch zuletzt auf diese schöne und werthvolle Herrschaft Treben, welche ihm seine Gemahlin zugebracht, zurückgezogen. Er stammte eigentlich aus Hamburg, war aber schon als junger Mann an den Hof unseres Königs, da dieser noch als Kronprinz in Rheinsberg wohnte, gekommen, und dort als äußerst geistreicher und belesener Mann hoch geschätzt worden. Später hatte ihn der König zu verschiedenen diplomatischen Geschäften benutzt, ihn auch in den beiden ersten schlesischen Kriegen mit in das Feldlager genommen, und zuletzt zum Gouverneur des Prinzen Ferdinand erhoben. So hatte der Baron über zwanzig Jahre seines Lebens nur in den vornehmsten Kreisen verlebt, und war ein genauer Kenner aller Zustände des preußischen Hofes geworden. Er sprach gern und mit großer Leichtigkeit über alle dortigen Verhältnisse, und fand an mir stets einen äußerst dankbaren und eifrigen Zuhörer, denn er versetzte mich dadurch in eine Welt, die mir bisher ganz fremd und fern gestanden hatte. Welcher Glanz, welche Ueppigkeit und Verschwendung, aber auch welche Frivolität und innere Leere

muß doch an den meisten Höfen und in den Gesellschaften der vornehmen Welt herrschen!

Wenn der Herr Baron so mit seiner scharfen Zunge alle die Frivolitäten und Thorheiten erzählte, die er gesehen, ja, an denen er selbst Theil genommen hatte, so erstaunte ich, daß dieses nichtige, ja, mitunter verächtliche Treiben in solchen, äußerlich so hochstehenden Kreisen jemals möglich sein konnte, und der Nimbus, indem bisher manche vornehme Persönlichkeiten gestanden, schwand ganz gewaltig bei mir. Und welche Cabalen, Intriguen, Verleumdungen, welche Ränke und Schliche mußten nach des Herrn Baron Schilderungen an den meisten Höfen herrschen; welch elendes Gesindel waren eigentlich viele dieser Höflinge trotz ihrer goldbordirten Kleider und der Kreuze und Sterne auf ihrer Brust! Wahrlich, ich dankte meinen Gott, daß er mir meine so bescheidene Lebensstellung gegeben und mich nicht zu einem vornehmen Hofmann gemacht und auf das glatte und gefährliche Parket der Höfe versetzt hatte. Es muß für einen Mann dort äußerst schwer halten, Ehrenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Mannesmuth sich zu erhalten. Und nun wieder diese vornehmen Frauenzimmer, welche Sittenlosigkeit herrschte

unter ihnen, und wie selten erfüllten sie die Pflichten ihres Standes. Wie ein Held der antiken Zeit stand in diesem zuchtlosen Treiben, welches besonders stark am Churfürstlich sächsischen Hofe geherrscht haben soll, wo der Herr Baron sich ebenfalls vielfach aufgehalten hatte, der große Preußenkönig Friedrich da. Wahrhaftig, wenn ich hörte, wie einfach unser Friedrich seinen Hofstaat gebildet hatte, und dann wieder damit die Schilderungen von dem maßlosen Treiben verglich, welches in Dresden herrschen sollte, fühlte ich mich doppelt stolz, ein Preuße zu sein. Obgleich der Baron von Bielfeld die höchste Verehrung für unsern König Friedrich hegte, wie dies wohl Jeder gethan hat und thun mußte, der das seltene Glück genoß, häufig in dessen Nähe weilen zu dürfen, konnte seine sarkastische Laune es doch nicht unterlassen, auch von diesem mitunter einige spöttische Anekdoten zu erzählen. Namentlich über das Verhältniß, in dem der König zu Voltaire gestanden hatte, spottete er nicht selten. Ich muß auch gestehen, daß es mir stets unerklärlich geblieben ist, daß ein Mann von der geistigen Größe unseres Königs sich mit einem solchen frechen und überaus niederträchtigen Menschen, wie Voltaire war, je in den

mindesten näheren Verkehr einlassen konnte. Daß er seine Gedichte gern las, und über den im höchsten Grade scharfen Witz, der in vielen Voltaire'schen Schriften ganz unläugbar liegt, häufig lachen mochte, begreife ich wohl, aber deshalb mußte er ein solches Subject, das erweislich sogar die schamlosesten Betrügereien und niederträchtigsten Verleumdungen verübt hat, doch niemals an sein Hoflager und in seine unmittelbare Nähe ziehen und ihn gar zur Würde eines königlichen Kammerherrn erheben. Man kann ja die Bücher eines Mannes wegen ihrer Gelehrsamkeit und Geistesreichheit mit vielem Vergnügen lesen, ohne deshalb mit dem Verfasser, wenn solcher ein erweislich schlechter Mensch ist, den mindesten Verkehr zu unterhalten. Ich, der ich doch nur ein einfacher Privatmann bin, sehe bei meinen Bekannten, mit denen ich einen näheren Umgang pflege, besonders auf ihren moralischen Charakter und auf die Lauterkeit ihrer Sitten, und um wie viel mehr würde ich dies thun, wenn ich mich nun gar in der hohen Stellung eines Fürsten, auf dessen Thun und Treiben die Blicke eines ganzen Volkes gerichtet sind, befände. Und welchen Undank hat auch schließlich König Friedrich noch davon gehabt, daß er einen

Kerl wie Voltaire an seinen Hof gezogen. Welche giftige Pasquille hat dieser Wicht sogar über die Person des Monarchen zu drucken und zu verbreiten die Frechheit gehabt! Freilich steht ein König wie Friedrich der Große in jeder Hinsicht viel zu hoch, als daß ein Voltaire seinen Ruhm je im mindesten zu schmälern vermöchte.

Wenn mir der Baron Bielfeld diese und unzählige andere Geschichten aus seinem interessanten Hofleben erzählte, so ward er dabei so lebendig, daß er die Zeit ganz vergaß und bis spät in die Nacht hinein sprechen konnte. Auch von sich selbst redete er dann gern und viel, und eine nicht geringe Eitelkeit und ein ungebührliches Hervorheben seiner eigenen Person konnte ihm nicht abgesprochen werden. Ueberhaupt konnte man bei den sonstigen außerordentlich vielen vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und Verstandes mitunter doch einige üble Folgen des allzu langen Aufenthaltes an den Höfen an ihm bemerken. Dazu gehörte auch, daß er einen oft etwas übertriebenen Werth auf vornehme Bekanntschaften legte, geringfügige äußere Formen mit einer zu großen Wichtigkeit behandelte und ein großer Epikuräer war. Eine gute Tafel war eine seiner Lieblingsneigungen, und wenn ich ihm mit-

unter erzählte, wie einfach ich in Halle gelebt und bisweilen wohl Tage lang nur Brot und Milch gegessen hatte, um mir von dem ersparten Gelde Bücher zu kaufen, so konnte er nicht begreifen, daß ich dabei keinen Augenblick meine geistige Heiterkeit verloren, und allen solchen kleinen Entbehrungen keine größere Bedeutung, als sie in der That verdienen, beigelegt hatte.

Die Frau Baronin Bielfeld war eine einfache, von Herzen vortreffliche, in ihrer Gemüthsart sanfte, in ihrer geistigen Ausbildung aber ziemlich beschränkte Dame. Sie fühlte, daß ihr Mann sie wohl mehr wegen ihres sehr beträchtlichen Vermögens, als aus wahrer innerer Neigung geheirathet haben mochte, und war deshalb in seiner Gegenwart etwas scheu und gedrückt. Dazu kam, daß sie in ihrer Ehe schon mehrere Kinder verloren hatte, und deshalb mit um so größerer Liebe an ihrem einzigen Töchterchen, das noch am Leben war, hing. So fühlte sie sich in der Kinderstube und in ihrer Wirthschaft am glücklichsten, in größerer Gesellschaft, und besonders, wenn geistreiche Herren und elegante Damen sich in ihrem Hause befanden, aber am befangensten. Dies stand nun aber in scharfem Widerspruch mit den Neigungen ihres Mannes, der ein sehr

gastfreies Haus machte und es überaus gern sah, wenn möglichst viel Gesellschaft ihn besuchte. So war Treben eigentlich selten ohne Gäste, und besonders aus dem nahen Altenburg kamen oft ganze Wagen mit Damen und Herren von der Hofgesellschaft herausgefahren. Da ging es denn in jeder Hinsicht hoch her, es wurden alle möglichen Festlichkeiten veranstaltet und das Geld nicht gespart. So kam es denn, daß der Herr Baron sich oft in argen finanziellen Verlegenheiten befand, und obgleich er sehr bedeutende Revenuen besaß, doch von Gläubigern gemahnt wurde, was ihn denn auf Zeiten wieder arg verstimmte. Für meine einfache Lebensrichtung wäre so etwas nun gerade nicht geeignet, und ich will mich lieber noch so sehr einschränken, als wegen Schulden in Sorgen leben, und denke mir nichts Unangenehmeres, als Gläubiger zu haben und von ihnen gar Mahnbriefe zu erhalten. „Borgen macht Sorgen," heißt es ja mit Recht, und Mahnbriefe sind gar böse Schreiben, die wohl die Gemüthsruhe zerstören können. Deshalb gehört es auch zu den festen Grundsätzen in meiner Haushaltung, daß gar nichts auf Rechnung genommen, sondern Alles baar bezahlt wird, und ein gleiches Princip möchte ich allen meinen

Kindern und Kindeskindern dringend anempfehlen. Sie entgehen dadurch vielen Sorgen, sind Niemandem etwas schuldig, brauchen gegen Niemanden Rücksichten zu nehmen, wissen genau, wie es mit dem Stande ihres Vermögens aussieht, und können frei in die Zukunft blicken.

Ein Hauptvergnügen an schönen Sommerabenden bildeten die Wasserfahrten. Herr von Bielfeld besaß noch ein anderes Rittergut, Hasselbach, das eine Stunde entfernt gelegen war und wo sich große Teiche befanden. Hier fuhren wir denn in hübschen Gondeln umher; es wurden Erfrischungen mitgenommen, und da der Herr Baron aus seinen Gärtnern, Bedienten und einigen Gutsleuten ein recht wacker eingeübtes Musikcorps von zehn bis zwölf Mann gebildet hatte, so fehlte es nicht an Musik, wie auch häufig ein kleines Feuerwerk abgebrannt, oder eine Illumination mit bunten Lampen veranstaltet wurde. Guter Wein und reichliche Speisen waren auch vorhanden, und so blieb die Gesellschaft oft bis weit nach Mitternacht in der frohesten Stimmung beisammen.

Wie gern hätte ich meiner Emma nun wohl gegönnt, an solchen heiteren Gesellschaften theilzunehmen, und doch hatten für mich unsere ein-

samen Kahnfahrten auf der Saale bei Halle einen ungleich größeren Reiz gehabt. Bei diesen häufigen Wasserpartien kam es mir nun sehr zu statten, daß ich schon in Colberg als Knabe mit Segel und Ruder sehr gut umzugehen gelernt hatte, und ich wurde deshalb zum Admiral unserer kleinen Flotille ernannt. Später, im Winter, als eine glatte Eisdecke auf diesen Teichen lag, wurden mitunter Schlittenpartien, selbst bei Fackelschein, veranstaltet, wobei jeder Herr auf Schlittschuhen lief und die Dame auf dem Stuhlschlitten schob. Da ich ein sehr guter und sicherer Schlittschuhläufer war, so ließ die Frau Baronin sich vorzugsweise von mir fahren, was mir manche kleine Annehmlichkeiten und am Weihnachtsabend das kostbare Geschen keines warmen, mit Pelz gefütterten und besetzten Rockes einbrachte.

Ich führe dies hier an, um alle jungen Leute, und besonders solche, die kein eigenes Vermögen besitzen und sich selbst ihren Lebensweg bahnen müssen, dringend darauf aufmerksam zu machen, daß sie es in ihrer Jugend ja nicht versäumen sollen, sich wo möglich eine Fertigkeit in all' dergleichen körperlichen Uebungen zu erwerben.

Gar mancher Hofmeister oder junger Beamter hat sich durch seine Fertigkeit im Tanzen, Schwimmen, Rudern rc. eine ungleich angenehmere Lebensstellung errungen, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Im Tanzen habe ich niemals Uebung gehabt, und es auch nicht gethan, wodurch mir in meinen jungen Jahren manche erlaubte Freude entging. Reiten lernte ich in Treben bei einem alten erfahrenen Reitknecht wenigstens so viel, daß ich keine allzu klägliche Figur zu Pferde mehr spielte und nicht einen bloßen Sonntagsreiter abgab. Von dieser erlangten Fertigkeit im Reiten habe ich später vielfachen Nutzen gehabt. In dieser eben so angenehmen als nützlichen Weise verbrachte ich nun das Jahr 1755 in Treben, und konnte nur mein Geschick preisen, welches mich dahin geführt hatte. Ich behielt genug Zeit für mich zum eigenen Studium, das ich fleißig fortsetzte, lebte sehr gut, wobei ich nur mitunter fürchtete, daß ich mich zu sehr verwöhnen möchte, lernte manche nützliche Dinge, die mir später sehr gut zu statten kommen konnten, und gewann besonders an Menschenkenntniß und in der Uebung, mit vornehmen Leuten

umzugehen, die mir bisher noch sehr gefehlt hatte.

Auch der Frühling und Sommer des ewig denkwürdigen Jahres 1756 verliefen in eben so angenehmer Weise. Ich hatte mit dem Herrn Baron von Bielfeld, der mich immer mit der größten Güte und Freundlichkeit behandelte, und dem ich daher stets zum innigsten Danke verpflichtet sein werde, ausgemacht, daß ich noch ungefähr zwei Jahre bei ihm in Treben bleibe, worauf er mir dann auf das eifrigste behülflich sein wolle, daß ich eine feste Lehrerstelle an einer gelehrten Anstalt in meinem Vaterland Preußen erhalte. Da der Herr Baron sehr vielfache Verbindungen mit den einflußreichsten Persönlichkeiten allseits besaß, so zweifelte er gar nicht, daß er mir zur Erlangung einer solchen Stelle behülflich sein könnte.

Hatte ich aber erst einmal eine solche feste Anstellung, die bei bescheidenen Ansprüchen eine Familie ernährte, so wollte ich meine vielgeliebte Emma dann als meine Ehegattin heimführen und mir eine eigene trauliche Heimathstätte gründen.

So waren meine Pläne und Hoffnungen, die ich mir sowohl selbst in manchen stillen Stun-

den auf das schönste ausmalte, wie auch mich mit meiner Braut in unserer regelmäßig geführten Correspondenz vielfach darüber unterhielt. Es sollte aber Alles ganz anders kommen, als ich dies gedacht hatte, und die Wahrheit des Spruches: „Der Mensch denkt, Gott aber lenkt" sich auch bei mir so recht erproben.

Die vielen Feinde und Neider, welche unser König, Friedrich der Große, besaß, konnten es noch immer nicht recht verschmerzen, daß dieser sich durch seine zwei siegreichen Kriege die schöne Provinz Schlesien erobert, und somit das Königreich Preußen ansehnlich vergrößert hatte. Auf allen Seiten wurden Cabale und Intriguen gegen ihn geschmiedet, und es begann sich schon ein besonderer Bund zu bilden, dessen einziger Zweck war, Preußen mit Krieg zu überziehen, unsern König wo möglich zu besiegen und dann seiner Macht und seines Ansehens in so weit zu berauben, daß er nichts mehr unternehmen konnte. Oesterreich wollte Schlesien, Rußland Ostpreußen, Schweden einen Theil von Pommern und Chursachsen Halle und andere Districte nehmen, ja selbst die Franzosen sollten verschiedene Theile deutschen Gebiets bekommen, wenn sie nur an dem Kriege gegen Preußen

theilnehmen wollten. Als ob es nicht schon Schmach und Schande genug war, daß die Franzosen den Elsaß und Lothringen widerrechtlich von Deutschland erobert hatten. So sollte unser König Friedrich nur die Kurmark Brandenburg und einige Theile von Pommern behalten und wieder zum Kurfürsten von Brandenburg gemacht werden. Dies war der Plan seiner vielen Feinde. Besonders die Weiber an den Höfen, welche wüthend darüber waren, daß Friedrich durchaus keine Weiberintrigue und Unterrocksherrschaft an seinem Hofe duldete, waren seine erbittertsten Feindinnen. Selbst die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, welche ich sonst als eine brave und rechtschaffene Frau von vielfachen Verdiensten rühmen hörte, ging in ihrem Hasse gegen unsern König Friedrich so weit, daß sie das Kebsweib des liederlichen Königs von Frankreich, Ludwig's XV., die berüchtigte Marquise von Pompadour, in den zärtlichen Briefen, welche sie ihr schrieb, sogar „Ma cousine" genannt haben soll, um jene ja nur recht gegen Preußen aufzuhetzen.

Pfui, wie konnte eine Kaiserin und ehrbare Frau sich so weit demüthigen und Zucht und Ehre vergessen, daß sie eine solche verrufene

H... sogar öffentlich als ihre Verwandte anredete.

So etwas konnte auch nur in Wien geschehen, wo niemals viel gute Sitte unter den vornehmen Damen geherrscht haben und es oft ärger als in Sodom und Gomorrha zugegangen sein soll, wovon mir der Herr von Bielfeld, der wiederholt dort gewesen, vielfache Erzählungen machte, dabei jedoch auch immer den persönlichen Eigenschaften der Kaiserin Maria Theresia volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Eine preußische Königin wäre doch viel zu stolz gewesen, um die Maitresse eines Königs von Frankreich „Ma cousine“ zu nennen, und bei uns, in Norddeutschland, könnte eine derartige Sittenlosigkeit nun und nimmermehr vorkommen.

Auch in Rußland, wo die Kaiserin Elisabeth herrschte, an der, nach glaubhaften Erzählungen zu schließen, auch nicht viel daran gewesen sein muß, ward eifrig gegen Preußen gerüstet. Das Haupt unserer Feinde aber war Dresden, wo der liederliche Churfürst August mit seiner Maitressenwirthschaft residirte und sein Minister Graf Brühl in wahrhaft sündhafter Verschwendung den Wohlstand des Landes zerrüttete. Ich habe die Chursachsen selbst

immer sehr gern leiden mögen, denn es sind äußerst höfliche, gebildete und fleißige Leute, in Kunst und Literatur wohl erfahren und viel feiner und artiger in ihren Umgangsformen, als dies bei uns in Pommern vielfach der Fall ist; was aber in Dresden nur zu oft schon gegen unser Vaterland zusammengebraut wurde, hat mich stets in tiefster Seele empört, und wenn ich als Christ mich auch jeglicher Rachsucht enthalten muß, so will ich nicht läugnen, daß mich die verdienten Strafen, welche Churfürst August sammt seinem Minister Brühl von unserem Könige Friedrich erhielten, nicht wenig gefreut haben.

Es ist nur wirklich schade, daß der Siebenjährige Krieg geendigt hat, ohne daß das ganze Churfürstenthum Sachsen mit unserem Königreich Preußen vereinigt wurde. Es wäre ein großes Glück für Sachsen, wenn es vollständig preußisch würde, denn es paßt in den Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner auf das beste zu den unseren. Auch daß ein katholischer Fürst ein rein protestantisches Land, wie das Churfürstenthum Sachsen ist, regieren soll, hat mir niemals sonderlich gefallen wollen.

Der große Preußenkönig Friedrich war indeß ein viel zu scharfsichtiger und in allen politischen Geschäften zu gewandter Monarch, als daß er die Verbindungen, welche gegen ihn geschlossen wurden, nicht sogleich entdeckt haben sollte; ohne daß seine Feinde es nur ahnten, war er von allen Plänen, die gegen ihn geschmiedet wurden, vollkommen unterrichtet. Hier konnte nur ein rascher Entschluß ihn retten, und bei der Kühnheit und Großartigkeit seines Geistes beschloß er, sogleich danach zu handeln und seinen Gegnern zuvorzukommen. Mit so großem Geheimniß wurden aber die Rüstungen in Preußen betrieben, und solch strenges Schweigen beobachteten alle damit Betrauten, daß selbst der Baron Bielfeld, welcher doch mit den vornehmsten Personen im eifrigsten Briefwechsel stand und von Allem, was in Berlin vorging, die schnellste und sicherste Kenntniß erhielt, diesmal auch nicht das Mindeste davon erfuhr. Ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich gerade in der letzten Zeit häufig mit ihm über die Möglichkeit eines baldigen Krieges gesprochen und die Befürchtung nicht verhehlt hatte, daß die offenen wie heimlichen Feinde König Friedrich's sich auf's Neue gegen ihn verbünden würden.

Der Herr Baron meinte auch, daß ein Krieg leider abermals unvermeidlich sei, allein für die nächste Zeit sei er noch nicht zu befürchten, da die Gegner sich nicht gut einigen könnten. Uebrigens, setzte er hinzu, bin ich in der Lage, daß ich solches gewiß am ersten erfahren werde, um meine Anstalten danach treffen zu können. Es kann und wird sich in Berlin nichts ereignen, ohne daß man mir dies sogleich schreibt, und bevor ich keine Briefe von dort erhalten habe, daß etwas losbricht, können wir hier in Treben ganz ruhig sein und brauchen uns die schöne Zeit nicht voreilig durch Sorgen zu verderben. So sprach der Baron von Bielfeld noch Anfang September des Jahres 1757, ein Beweis, daß selbst ein so kluger Mann, wie er war, sich arg täuschen konnte, und unser König Friedrich seine Staatspläne auch vor seiner vertrauten Umgebung und seiner geistreichen und gelehrten Tischgesellschaft, mit der er sonst über alles Mögliche so unbefangen und freimüthig plauderte, in das strengste Geheimniß zu hüllen verstand. Und so muß es auch ein wahrhaft tüchtiger Monarch machen; denn wer etwas Großes erreichen will, muß ein strenges Geheimniß über sein Vorhaben bewahren.

Am 4. September — dieser Tag ist mir stets im Gedächtniß geblieben, denn ein neuer Zeitabschnitt meines Lebens begann damit — wandelte ich am Abend mit dem Herrn Baron in heiteren Gesprächen nach dem Gute Hasselbach. Ein fernes Geräusch, das sich wie Musik anhörte, fesselte plötzlich unsere Aufmerksamkeit, so daß wir stehen blieben und schärfer hinhorchten. Die Natur hatte mir von Jugend auf ein besonders feines Gehör verliehen, und so konnte ich bald den preußischen Zapfenstreich, den ich von Kindheit an in Colberg, Stettin und Halle täglich gehört hatte, erkennen. Als ich dem Herrn Baron sagte, daß in dem kleinen, ungefähr eine halbe Stunde von Hasselbach gelegenen chursächsischen Städtchen Regis, denn von dort her kam das Geräusch, der preußische Zapfenstreich geschlagen würde, und ich deutlich den eigenthümlich scharfen Klang der preußischen Trommeln erkennen könnte, lächelte er spöttisch und meinte: „Kennte ich Sie nicht als einen äußerst mäßigen Mann, mein lieber Secretär, so würde ich in der That glauben müssen, daß Ihnen der Burgunder von heute Mittag etwas zu Kopfe gestiegen sei. Wie sollten denn in aller Welt wohl nach Regis preußische Trom-

meln kommen? Es werden die Dreschflegel der Bauern sein, welche jetzt noch thätig sind."

Und doch hatte ich mich nicht getäuscht, denn je länger und schärfer ich lauschte, desto mehr befestigte sich meine Meinung, welche ich auch dem Herrn Baron wiederholt darlegte; er wurde nun doch auch stutzig, denn der Abendwind trug die Trommelklänge jetzt immer deutlicher zu uns herüber.

Der Baron Bielfeld, welcher sich den Trommelwirbel gar nicht erklären konnte, denn an eine Besetzung von Regis durch preußische Truppen dachten wir ja nicht, schlug mir nun vor, mit dem Jäger dahin zu gehen und mich zu unterrichten, was dies zu bedeuten habe, während er selbst, da er kein besonders guter Fußgänger war, nach Treben zurückkehren wollte.

So wanderte ich mit dem Gutsjäger, einem gewandten, anständigen Menschen, hinüber nach Regis, welchen Ort wir in einer kleinen halben Stunde erreichten. Es war mittlerweile schon ziemlich dunkel geworden, und da in der letzten Zeit sich weder Trommeln noch sonstiges Geräusch hatte hören lassen, so wollten wir ohne Weiteres durch das Thor hineinschreiten, als ein plötzliches „Halt! — Wer da?! Steht auf der

Stelle still, oder ich schieße!" uns arg erschreckte. Es war eine preußische Schildwache, die hinter einer großen Linde dicht am Thore gestanden hatte und uns jene Worte zurief; ich erkannte, als der Soldat herantrat, sogleich den kleinen Hut und die Uniform der Krieger meines Vaterlandes. Es war ein eigenthümliches Gefühl, so plötzlich mitten in Chursachsen Soldaten meines theuern Preußenlandes zu sehen. Dazu war dieser Mann noch ein echter Pommer, wie ich sofort an seiner Aussprache erkannte. Ich sagte ihm, wer ich sei, und fragte, wie er und seine Kameraden so plötzlich hieher nach Sachsen gekommen wären.

„Zu Fuß sind wir gekommen, und unser König hat es uns befohlen; weiter braucht Er nichts zu wissen!" antwortete der Soldat, welcher als echter Pommer leicht etwas grob werden konnte. Er rief einen Unterofficier herbei, und übergab mich und meinen Begleiter demselben. Dieser Unterofficier, ein schon lange dienender, alter Mann, hielt es gar nicht der Mühe werth, meine Fragen zu beantworten, sondern führte uns, ohne ein Wort zu sprechen, zu dem General von Kleist, welcher sein Quartier im Hause des Bürgermeisters aufgeschlagen hatte.

In der Stadt wimmelte es, so weit man in der Dunkelheit zu sehen vermochte, von preußischen Soldaten; es mußte mindestens ein Regiment daselbst eingerückt sein. Auf dem Marktplatze waren eine Menge von Wachtfeuern angezündet, an denen gekocht wurde, während sich große Haufen der Soldaten auf Stroh hingestreckt hatten und schliefen. Dazwischen liefen die Bürger der Stadt in Angst und Hast umher, ihre Weiber und Kinder schrieen, jammerten und zeterten in allen möglichen Tonarten, kurz, es war ein vollständiges Bild des Krieges, in welches ich jetzt mitten aus dem tiefsten Frieden versetzt wurde. Kriegsbeschreibungen hatte ich bisher schon häufig gelesen, aber in Wirklichkeit noch nichts Derartiges gesehen, und so kam mir Alles ganz wunderbar vor.

Der General von Kleist, ein großer, stattlicher Kriegsmann mit ernsten Gesichtszügen, saß mit noch mehreren anderen Officieren zechend hinter einem langen, mit Flaschen besetzten Tische, als der Unterofficier ihm meldete, daß er hier zwei Personen bringe, die sich heimlich in die Stadt hätten hineinschleichen wollen.

„Wer ist Er, und was wollte Er hier in dieser von unseren Truppen besetzten Stadt?"

fuhr der General mich etwas barsch an. Ich sagte ihm, wer ich und mein Begleiter sei, und aus welchem Grunde wir hieher gekommen wären.

„Ist Sein Herr der Baron von Bielfeld, der lange in Berlin gelebt hat und der Gouverneur des Prinzen Ferdinand gewesen ist?" fragte der Herr General.

Als ich dies bejahte, lachte er laut auf und sagte: „Der ist ja ein guter Freund von mir, und wir Beide haben mancher Flasche Wein den Hals gebrochen. Nun, mein Lieber, trinke Er hier ein Glas Wein auf den Schreck," — dabei reichte er mir ein großes Viertelglas mit Wein — „und dann will ich Ihm einen Passirschein geben lassen, daß Er wieder frei aus der Stadt herauskommen kann; und sage Er nur Seinem Herrn, ich ließe ihn vielmals grüßen, und wenn ich Zeit hätte, wolle ich ihm morgen einen Besuch auf seinem Gute abstatten. Wir wären jetzt so plötzlich in Chursachsen eingerückt, weil der Churfürst in Dresden sich gar so unmanierlich gegen unsern König Friedrich betragen habe, daß es deshalb nöthig sei, ihn etwas zur Raison zu bringen. Was weiter aus der Geschichte würde, wüßten wir freilich

noch nicht und brauchten uns als Soldaten auch nicht darum zu bekümmern, denn unser große König würde schon dafür sorgen, daß Alles ein gutes Ende nehme."

So sprach der General von Kleist, und ich, als ein wahrer Preuße, freute mich über seine zuversichtlichen Worte und leerte mein Glas auf das Wohl unsers Königs.

So rasch wie möglich eilte ich nun aus der Stadt, um dem Baron von Bielfeld Nachricht über diese fast an das Wunderbare grenzenden Ereignisse zu bringen, und da mir ein Adjutant des Generals von Kleist einen Passirschein gegeben hatte, so ließen uns die preußischen Patrouillen und Posten, die uns wiederholt anriefen, auch frei passiren.

Das gab aber ein Fragen und Erstaunen, als wir wieder auf dem Schlosse zu Treben ankamen, und obgleich es schon mitten in der Nacht war, erschien doch noch die Frau Baronin in ihrer Contousche, um ja diese wichtige Begebenheit recht ausführlich zu vernehmen. Von den Hausgenossen und Gästen im Schlosse empfand aber Niemand über diese Nachrichten große Freude; besonders der Baron von Bielfeld selbst, der wohl freilich mehr ein Mann des Friedens als

des Krieges war und sich besser für das glatte Parket des Hofes, als für das rauhe Leben in den Feldlagern eignete, war im höchsten Grade bestürzt und lief immer im Zimmer umher, ausrufend: „Welch ein Unglück, welch ein entsetzliches Unglück! Mit unserer friedlichen Ruhe hier wird es fortan vorbei und unser Glück gestört sein. Wie konnte aber auch nur König Friedrich die furchtbare Verwegenheit besitzen, jetzt mit seinen Truppen in Chursachsen einzumarschiren? Mußte er nicht wissen, daß er nun fast ganz Europa gegen sich haben wird und er sich gegen diese große Uebermacht nicht wird halten können. Ich sehe das Schrecklichste voraus, wir werden noch die furchtbarsten Leiden erdulden müssen, und zuletzt wird der König untergehen, und wir mit ihm!" So jammerte und klagte der Baron Bielfeld noch fast die ganze Nacht und die anderen Tage hindurch, und zeigte dadurch, daß er zwar ein sehr geistreicher und höfisch gebildeter, aber doch kein muthiger Mann sei.

Als ich nun alle die verschiedenen Fragen, die jetzt an mich gerichtet waren, beantwortet hatte, eilte ich auf mein Zimmer, warf mich dort auf die Kniee und bat Gott den Herrn und allmächtigen Lenker der Heerschaaren in langem,

inbrünstigem Gebet, daß er unserm großen König Friedrich Sieg und Ruhm verleihen und mein theures Vaterland Preußen gegen die erbitterten Angriffe seiner zahlreichen Gegner schützen möge, auf daß es mächtig und stark werde und mit der Zeit das ganze Norddeutschland mit sich vereinigen könne. Und als ich mich durch dies Gebet geistig gestärkt und meine innere Festigkeit wieder gewonnen hatte, da suchte ich auch meinem Körper durch einen langen süßen Schlaf die nöthige Ruhe wieder zu verschaffen.

So war der Beginn des Siebenjährigen Krieges, so weit ich solchen mit erlebte.

6.

Entschluß, Treben zu verlassen und beim Heere des Königs von Preußen eine Anstellung zu suchen. Reise nach Dresden. Winterquartier des Königs daselbst. Mein Empfehlungsbrief an den General von Winterfeld. Freundliche Aufnahme; meine Anstellung als Privatsecretär beim Feldmarschall Grafen Schwerin. Reise nach Haynau. Der Feldmarschall Graf Schwerin und meine Thätigkeit bei ihm. Ausmarsch in das Feld im April 1757. Die siegreiche Schlacht bei Prag und der Tod des Feldmarschalls am 6. Mai desselben Jahres.

In den nächsten Tagen kamen wiederholt preußische Truppen auch durch Treben, die aber ohne Aufenthalt weiter marschirten. Sie wurden immer auf das beste bewirthet, denn noch waren die Vorräthe nicht erschöpft, wie dies in späteren Jahren häufig der Fall war. Die Officiere tranken manches Dutzend Flaschen Wein aus dem sehr reich gefüllten Weinkeller des Barons. Das treffliche Aussehen sämmtlicher Truppen,

die ich jetzt sah, erfüllte mich mit patriotischem Stolze. Durchweg waren die Soldaten stramme, feste Burschen, die ein ganz anderes, martialischeres Aussehen hatten, als die chursächsischen Soldaten, die ich bisher in Leipzig und anderswo gesehen. Es herrschte eine strenge Kriegszucht im Heere, und man sah, daß es bereits die beiden ruhmvollen Schlesischen Kriege gekämpft hatte. Was mich noch besonders erfreute, war die Siegeshoffnung und das unbedingte Vertrauen auf unsern großen König, welches ich durchgängig bei Officieren wie Soldaten fand. Solch ein Heer mußte schon Tüchtiges leisten, und wenn es unterliegen sollte, so konnte dies nur mit Ehren, und von der großen Uebermacht erdrückt, geschehen; davon ward ich täglich immer fester überzeugt, je öfter ich unsere Truppen sah. Dies Bewußtsein stärkte mich sehr und gab mir das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens gegenüber den vielen Aeußerungen des Kleinmuths und der Verzagtheit, von denen ich jetzt bei dem Baron von Bielfeld und manchen seiner Gäste nur zu häufig Ohrenzeuge sein mußte. Die Frau Baronin zeigte sich übrigens muthiger und gefaßter als ihr Ehegatte. Ich selbst befand mich in einer wirklich fieberhaften Aufregung,

hatte den Geschmack an meinem Studium, wie an jeder andern Beschäftigung gänzlich verloren und kümmerte mich nur um den Krieg und was daraus werden sollte. Stundenweit lief ich oft dem Postwagen, der von Leipzig nach Altenburg wöchentlich viermal durch Treben fuhr, entgegen, um die Zeitungen so früh als möglich zu bekommen, und war an den Tagen, an denen es keine Zeitung gab, stets sehr mißlaunig.

Dazu kam, daß meine theure, liebe Braut auch nicht mehr in Halle war, sondern ihre jüngere Schwester, die sich inzwischen an einen wohlhabenden Amtmann im Braunschweigischen verheirathet hatte, aus den Wochen pflegte, so daß ich nur selten und unregelmäßiger als früher Nachrichten von ihr empfing, was meine Unruhe noch mehr steigerte. Der Herr Baron hatte übrigens jetzt auch wieder einen lebhaften Briefwechsel mit hochstehenden Persönlichkeiten in Berlin und in des Königs Umgebung im Feldlager angeknüpft, und erhielt manche Briefe mit wichtigen und interessanten Mittheilungen. Mit welcher Spannung sahen wir Alle solchen Nachrichten stets entgegen, und welche Freude erfüllte besonders mich, wenn darin Mittheilungen enthalten waren, welche für Preußen günstig lau-

teten. Besonders die Nachricht von dem glänzenden Siege, den König Friedrich im October über die Oesterreicher bei Lowositz erfochten hatte, erfreute uns Alle und besonders mich im höchsten Grade. Ich war zufällig der Erste, der diese wichtige Freudenbotschaft von einem Courier, der durch Treben fuhr, erfahren hatte, und entsinne mich noch, daß ich dann sofort und ohne mich erst anmelden zu lassen, worauf er sonst streng hielt, zu dem Baron von Bielfeld in das Zimmer drang, um ihm dies zu verkünden. Der war denn auch im höchsten Grade erfreut, und es wurden in Treben verschiedene Festlichkeiten veranstaltet, um diesen Sieg gebührend zu feiern. Auch die Capitulation der chursächsischen Truppen in ihrem Lager vor Königstein unweit Dresden erfreute uns sehr, denn wir hofften, daß der Churfürst von Sachsen jetzt zur Besinnung kommen und von seiner unbegründeten Feindseligkeit gegen den König von Preußen, der ihm doch nicht das Mindeste zu Leide gethan hatte, ablassen würde. Leider war dies aber nicht der Fall. Der Churfürst saß mit seinem schändlichen Minister Grafen Brühl, der das Land so muthwillig in das Verderben gestürzt hatte, in guter Ruhe und behaglicher Sicherheit auf

der unbezwinglichen Festung Königstein, und da es ihnen an leckeren Lebensmitteln und feinen Weinen nicht fehlte, und liederliche Weibspersonen auch mit hinaufgenommen waren, so kümmerten sie sich wenig darum, daß die armen chursächsischen Truppen vor Hunger Baumrinde und Kleienbrod essen mußten. So kam der Frieden denn leider jetzt noch immer nicht zu Stande, und das unglückliche Churfürstenthum Sachsen mußte noch durch volle sieben Jahre den frevelhaften Leichtsinn seines Fürsten und dessen Ministers hart büßen.

Mein preußisches Gefühl regte sich jetzt bei dem Gedanken, daß mein König Friedrich von mächtigen Feinden bedroht wurde, und ich dabei in ruhiger Sicherheit in Treben saß, so sehr, daß ich es auf die Dauer kaum aushalten konnte. Oft sogar kam mir der Gedanke, mich als gemeinen Soldaten anwerben zu lassen; allein ich sah ein, daß ich doch schon zu alt dazu sei, und auch die Behandlung, der die gemeinen Soldaten leider nur zu oft von den Officieren ausgesetzt waren, für mich, der ich noch kürzlich das Doctor philosophiae-Diplom aus Leipzig, auf Grund einer dort eingereichten Dissertation, erhalten hatte, ebenfalls nicht paßte. Aber was sollte ich nun

beginnen, um dennoch dem König meine geringen Kräfte, so weit ich dies vermochte, zu widmen? Der Baron von Bielfeld, der meine Unruhe bemerkte, kam mir jetzt mit seinem guten Rathe zu Hülfe und sagte: „Daß Sie als Soldat eintreten, geht in Ihren Jahren nicht mehr, und würde sich auch für Ihre ganze wissenschaftliche Bildung nicht passen, allein es giebt manche andere Art, in der Sie jetzt dem Könige nützen können. Sie sind der Feder und auch der französischen Sprache sehr mächtig und auch sonst gewandt und rechtlich, und so wird sich wohl als Secretär eines Prinzen oder Generals, oder auch bei dem Rechnungswesen der Armee, eine passende Stelle für Sie finden. Wenn Sie es wünschen, so will ich Ihnen schon gute Empfehlungsbriefe an bedeutende Persönlichkeiten im Hauptquartier des Königs, welches diesen Winter sich in Dresden befindet, mitgeben. Reisen Sie also dahin ab, und finden Sie keine passende Stelle dort für sich, so können Sie ja immer wieder zu mir nach Treben, wo ich Sie gern wieder aufnehmen will, zurückkehren." Der Rath war zu gut und paßte zu sehr zu meinen eigenen Wünschen, als daß ich ihn nicht sogleich mit der größten Freude hätte befolgen sollen. Dazu kam

noch, daß ich einen Brief von meiner Mutter in Colberg voll der patriotischsten Gesinnung erhielt, in dem sie mir mit freudigem Mutterstolze meldete, daß mein Bruder Friedrich Wilhelm bei der Nachricht, daß unser König mit Krieg überzogen werde, sogleich seine sichere Holzwärterstelle aufgegeben habe und als Soldat bei der Garde eingetreten sei. Hätte ich mich nicht arg schämen müssen, wenn mein Bruder, der doch schon ein Jahr älter war als ich, für seinen König mit den Waffen in der Hand kämpfte, während ich dahier auf der Bärenhaut zurückblieb!? So schrieb ich denn an meine Mutter nach Colberg und an meine Braut im Braunschweigischen, daß ich vorläufig in das Hauptquartier unseres Königs nach Dresden reisen wollte, und rüstete mich Ende December 1756, dahin abzugehen. Der Herr Baron von Bielfeld stattete mich mit Empfehlungsbriefen an bedeutende Persönlichkeiten reichlich aus, die Frau Baronin versorgte mich noch mit Wäsche und anderen Kleinigkeiten, an hundertzwanzig Thaler, die ich mir von meinem Gehalte erspart hatte, wurden in Gold umgewechselt, und so fuhr ich denn theils mit der Post, theils mit Gelegenheit nach Dresden. Den Herrn Baron von Bielfeld, der schon im nächsten

Jahre der Kriegsunruhen wegen nach Hamburg zog, habe ich leider niemals wiedergesehen, was ich stets bedauerte. Immer jedoch werde ich seiner und seiner trefflichen Gattin mit der höchsten Achtung gedenken, denn ich verdanke Beiden in jeder Hinsicht sehr viel, und die einunddreiviertel Jahre, welche ich in Treben verlebte, waren eben so lehrreich als angenehm für mich.

Dresden, wo ich gerade am heiligen Christabend des Jahres 1756 anlangte, war das Hauptquartier unseres Königs Friedrich, und die Stadt wimmelte von preußischen Soldaten, so daß man auf den Straßen fast häufiger ihre Uniformen als die Anzüge der Civilpersonen erblickte. Es war ein Leben und Treiben daselbst, wie mir solches bisher noch niemals vorgekommen war, und ich hätte tausend Ohren zum Hören und eben so viel Augen zum Sehen haben mögen.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, unsern König Friedrich den Großen auf der breiten prächtigen Elbbrücke, die mit Recht ein Stolz Dresdens ist, an mir vorbeireiten zu sehen. Der König war einfach in die Uniform seines ersten Garderegiments gekleidet, und es blitzte nichts von Gold und Silber

an ihm, eben so wie das Zaum= und Sattelzeug des braunen Engländer, den er ritt, nicht den mindesten Glanz zeigte, und doch sah er wahrhaft stolz und königlich aus, so strahlend war der Blick seines großen blauen Auges und solche Majestät lag in seinem ganzen Wesen. Uebrigens fand ich, daß er in den sechs Jahren, seit ich ihn zuletzt in Potsdam gesehen hatte, viel älter und ernster aussehend geworden war; sein Gesicht zeigte die Falten und Runzeln der Sorge und des Nachdenkens, und auch die Haltung war vornübergebeugt.

Durfte man sich hierüber wohl auch wundern, wenn man an die ungeheure Verantwortung und an die Last der übermäßigen Sorgen dachte, welche augenblicklich auf den Schultern unseres großen Königs lagen. Zwar war bis jetzt Alles so günstig, als dies nur möglich war, für ihn ausgefallen und die Schlacht bei Lowositz hatte den Feldzug auf eine für Preußen sehr vortheilhafte Weise eröffnet, aber noch waren riesige Anstrengungen nöthig, wenn dieser Kampf einen für uns günstigen Ausgang nehmen sollte.

Die Kaiserin Maria Theresia rüstete mit aller Gewalt und ließ Kroaten, Panduren und alle möglichen wilden Völker von der türkischen

Grenze her in ganzen Haufen gegen Preußen anmarschiren.

Die Kaiserin Elisabeth von Rußland hatte auch ein großes Heer im Anmarsch, bei dem es an Kosaken und Baschkiren nicht fehlte. Die Franzosen kamen mit vierzigtausend Mann ebenfalls angerückt, und selbst das heilige römische Reich hatte unsern König in die Acht erklärt; und dazu kamen noch die Schweden und Polaken, welche der Churfürst von Sachsen, der zugleich König von Polen war, gegen uns rüsten wollte.

Gegen alle diese Feinde stand nun unser König Friedrich mit dem armen kleinen Preußenlande, das kaum den vierten Theil so groß war als Oesterreich ganz allein, und fast nur auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Nur die Engländer unterstützten uns mit Geld, aber mit wenigen Truppen, wenn auch die braven Hessen und Braunschweiger sich als treue Bundesgenossen bewährten; sonst mußten wir Preußen fast Alles ganz allein aufnehmen.

So weit ich die Historie studirt hatte, war mir noch niemals ein Beispiel vorgekommen, daß ein so kleines Reich zu gleicher Zeit von einer so übermächtigen Zahl von Feinden an-

gegriffen wurde. Und doch haben wir unter Gottes gnädiger Hülfe und durch unseres großen Königs geistige Kraft zuletzt vollständig gesiegt, und als nach sieben blutigen, schweren Kriegsjahren endlich der segensreiche Frieden geschlossen wurde, ging auch kein Dorf von preußischem Grund und Boden verloren. Wo ist wohl ein Volk und ein König, die Gleiches gethan haben?!

Außer unserem König Friedrich waren auch noch die Prinzen des königlichen Hauses und eine Menge berühmter Generäle und vornehmer Heerführer in Dresden versammelt. Zwar gefiel es mir jetzt in dieser schönen Stadt, die so herrlich liegt, sehr gut, und ich hätte mich gern einige Wochen daselbst als müssiger Zuschauer aufgehalten und das ganze Leben und Treiben rings um mich her recht gründlich kennen gelernt, allein die Rücksicht auf meine Kasse, die doch bald arg zusammengeschmolzen sein würde, wenn ich ohne Einnähme in dem Wirthshause lebte, wie auch der Trieb, möglichst schnell im Dienste meines Vaterlandes thätig zu sein, bewogen mich, schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft die mitgebrachten Empfehlungsbriefe an ihre Adressen abzugeben.

Es giebt für mich auf der ganzen Welt kein schwereres, mir wahrhaft widerstrebendes Geschäft, als zu suppliciren, und wenn ich mit dem Hut in der Hand im Vorzimmer hochgestellter Personen umherstehen muß, um später mein allerunterthänigstes Bittgesuch vorzubringen, so mache ich stets das einfältigste Gesicht. Und doch muß man auch diese Kunst verstehen, wenn man gut durch das Leben kommen will, und wer nicht zu suppliciren im Stande ist, wird es schwerlich zu etwas bringen. Unter den Briefen, welche mir der Herr Baron von Bielfeld mitgegeben hatte, befand sich ein sehr warmes Empfehlungsschreiben an den Generallieutenant von Winterfeld, der im besondern Vertrauen bei unserem Könige stand. Dieser nahm mich sehr herablassend auf, sprach lange mit mir von dem Baron von Bielfeld, der sein intimer Freund war, und sagte schließlich:

„Mein Lieber, Er gefällt mir gut, und ich würde Ihn gern als Secretär, der meine Correspondenzen führt, in meinen Dienst nehmen, wenn diese Stelle nicht schon besetzt wäre. Ich weiß aber einen passenden Platz für Ihn, wo Er gut versorgt ist und nützliche Dienste leisten kann. Der Feldmarschall Graf Schwerin, der

das Heer in Schlesien commandirt, hat an einen Freund hieher geschrieben, er möge ihm doch so eilig wie möglich einen zuverlässigen, der französischen Sprache ganz mächtigen Mann schicken, um ihn als Secretär verwenden zu können, da sein bisheriger plötzlich an den Blattern gestorben sei. Wenn Er diese Stelle erhalten könnte, so wäre das sehr gut für Ihn. Komme Er also morgen früh wieder zu mir, ich will mich unterdeß erkundigen, ob jene Stelle schon besetzt ist, und ist dies nicht der Fall, Ihm die nöthigen Empfehlungsschreiben an den Herrn Feldmarschall Grafen Schwerin besorgen lassen."

Das waren demnach sehr günstige Hoffnungen, welche der Herr General von Winterfeld in mir erweckte, und ich wünschte, daß sie nur auch erfüllt werden möchten. Nach Allem, was ich schon früher in Pommern, wo er bedeutende Besitzungen hatte, von dem vortrefflichen Charakter des Herrn Feldmarschall Grafen Schwerin vernommen hatte, wie herablassend und gütig er sich gegen seine Umgebung benehme, konnte ich es nur als ein Glück ansehen, wenn ich bei ihm eine Stelle als Secretär erhielt. Mit gespannter Erwartung begab ich mich daher am andern Tage zur befohlenen Stunde zu dem

Herrn General von Winterfeld. Dieser war nicht zu Hause, sondern mit unserem Könige ausgeritten, allein sein Adjutant, ein alter Rittmeister, sagte mir sehr freundlich: „Die Sache wird sich schon machen, Herr Doctor. Die Stelle beim Grafen Schwerin ist noch nicht besetzt. Hier soll ich Ihnen ein Schreiben an denselben einhändigen; reisen Sie damit noch heute nach Haynau in Schlesien ab, wo der Feldmarschall sein Hauptquartier hat, stellen Sie sich ihm vor, und wenn Sie gefallen, woran ich gar nicht zweifle, so erhalten Sie die angenehme und ehrenvolle Secretärstelle.“ Das waren schöne Worte, für welche ich mich herzlich bedankte, und schon wollte ich mich empfehlen, als jener sagte: „Warten Sie, ich glaube, ich kann Ihnen auch noch eine freie Fahrt bis nach Haynau verschaffen. Ein Bekannter von mir reist heute noch als Courier mit Depeschen dahin ab, und ich will sehen, daß ich Ihnen einen Platz in seinem Courierschlitten ausmache.“ Der Herr Adjutant — ich habe leider seinen Namen vergessen — hielt Wort; ich bekam einen Platz in dem großen Strohschlitten, in welchem der Courier, ein Major, fuhr, kaufte mir zum Schutz gegen die strenge Kälte noch eine große wollene

Decke, und fuhr schon am Abend aus Dresden nach Schlesien ab. Die Schlittenbahn war vortrefflich; wir fuhren mit Postpferden, die auf jeder Station schnell gewechselt wurden, ununterbrochen in größter Eile dahin. So schnell war ich noch niemals gereist.

Schon am nächsten Abend langten wir in Haynau an, doch hatte mich die Kälte so mitgenommen, daß ich fast krank geworden wäre; aber ein warmes Bett und der Genuß von recht heißem Fliederthee stellten mich in der Nacht glücklicher Weise wieder so weit her, daß ich mich am andern Morgen bei dem Herrn Feldmarschall Grafen Schwerin melden konnte. Mir klopfte förmlich die Brust, als ich nach langem Warten im Vorzimmer bei ihm eintrat, um meine Briefe zu übergeben. Selten habe ich in meinem Leben hochgestellte Personen gefunden, welche schon bei der ersten Berührung so viel Wohlwollen gegen ihre Umgebung zeigten, wie solches der Herr Feldmarschall Graf Schwerin, dieser berühmte Kriegsheld des preußischen Heeres, bewies. Wenn es der Dienst erforderte und er strenges Handeln für Pflicht hielt, konnte er zwar gänzlich rücksichtslos sein, sonst aber war

er die Herzensgüte selbst und ehrte gewiß in dem untersten Troßknechte den Menschen.

Der Herr Feldmarschall sah mich beim Eintreten durchdringend an, und las dann den ihm von mir übergebenen Brief aus Dresden bedächtig durch. Als dies geschehen, sagte er mit wohlwollender Stimme: „Er wird mir auf Grund dieses Schreibens von dem Baron von Bielfeld sehr warm empfohlen. Erzähle Er mir nun zuerst sein curriculum vitae." Als ich sagte, daß ich in Halle geboren, aber in Pommern erzogen sei, lächelte er ein wenig und meinte: „Da sind wir ja Beide specielle Landsleute, das würde sich gut passen." Nachdem ich ihm in aller Kürze mein curriculum vitae vorgetragen hatte, sagte der Feldmarschall: „So weit bin ich ganz mit Ihm zufrieden, mein Lieber. Jetzt setze Er sich dort 'mal an den Tisch, ich will Ihm einen Brief in die Feder dictiren, und dann übersetze Er mir solchen sogleich in die französische Sprache." Der Feldmarschall dictirte mir nun ein kurzes Schreiben an einen Oberst, und ich mußte dasselbe in's Französische übersetzen, während er in ein Nebenzimmer ging. Ich war bald mit der leichten Arbeit fertig, und sie wurde sorgfältig von ihm durch-

gelesen. Darauf sagte er zu mir: „Mit Seinen Kenntnissen und Seinem Benehmen bin ich zufrieden, mein Lieber, und so will ich Ihn denn als meinen Privatsecretär anstellen. Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue und die strengste Verschwiegenheit sind aber ganz unerläßliche Eigenschaften, die ich auf das nachdrücklichste von Ihm fordere. Er bekommt vorläufig als Gehalt zwanzig Thaler für den Monat und freies Quartier, Aufwartung und Mittagessen mit meinen Ordonnanzofficieren, auch ein Pferd oder einen Platz im Wagen, wenn Er mich im Felde begleiten muß. Sein Geschäft ist, die Briefe zu schreiben oder in's Französische zu übersetzen, die ich Ihm dictiren werde, und meine Hausrechnungen, welche Ihm mein Feldküchenmeister vorlegt, genau zu controliren. Die Kündigung ist einstweilen monatlich. — Ist Er damit zufrieden, so gebe Er mir Seinen Handschlag auf die treueste Erfüllung aller dieser Pflichten."

Ungemein erfreut legte ich meine Rechte in die Hand des ehrwürdigen Greises, und gelobte mir fest, alle meine Kräfte seinem Dienste zu widmen und, so viel ich vermochte, das Vertrauen, welches er in mich setzte, in vollstem Maße zu rechtfertigen.

So trat ich gerade am ersten Januar 1757 als Secretär in die Dienste des Herrn Feldmarschalls Grafen Schwerin. Ich erhielt ein hübsches kleines Stübchen in dem großen Hause, welches der Feldmarschall in Haynau bewohnte, ein Reitknecht wurde zu meiner Aufwartung befehligt und der Stallmeister angewiesen, mir ein Reitpferd des gräflichen Marstalls, welcher zwölf Reit-, sechs Pack- und Wagenpferde enthielt, zum Spazierenreiten zu geben. Der Herr Feldmarschall liebte es, gewöhnlich allein zu speisen, ich dagegen nahm mein Mittagessen in Gesellschaft von fünf bis sechs Adjutanten, einigen Ordonnanzofficieren und des Stabsarztes ein; dasselbe bestand aus Suppe, Gemüse nebst Fleisch, zuweilen auch Braten, wobei uns der gräfliche Koch bediente. An Sonntagen und bei außergewöhnlichen Gelegenheiten wurden wir aber zur gräflichen Tafel gezogen, zu welcher dann auch mehrere Generale und Stabsofficiere, sowie andere Personen von Distinction als Gäste geladen waren und sechs bis sieben Gerichte nebst gutem Wein auf den Tisch kamen. Frühstück und Abendbrot mußte ich mir, auf dem Marsche ausgenommen, selbst halten. So konnte ich denn mit meinem Leben schon zufrieden sein. Die

mir obliegenden Geschäfte bei meinem Herrn waren nicht allzu schwer und zeitraubend. Jeden Morgen las ich die deutschen und französischen Zeitungen, und strich die Stellen, von denen ich glaubte, daß sie für meinen Herrn von Interesse sein könnten, mit rother Tinte an. Um neun Uhr brachte ich ihm die Zeitungen und die angekommenen Briefe, falls letztere nicht, wie häufig geschah, mit einem Courier oder durch eine Staffette befördert, und so direct in seine Hände gekommen waren. Bei solcher Gelegenheit mußte der Feldmarschall am Tage sofort aufgesucht und des Nachts zu jeder Stunde geweckt werden, da man ja nicht wissen konnte, welche wichtige Nachrichten dieselben enthielten. Er dictirte mir gewöhnlich mehrere Briefe, entweder in deutscher, oder, was häufiger geschah, in französischer Sprache, welcher er ganz mächtig war, wobei er die Gewohnheit hatte, mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab zu schreiten und leise vor sich hin zu summen. Militärische Dienstbriefe und Befehle an die Truppen seines Corps waren von meiner Correspondenz ausgeschlossen, denn zu derartigen Schreiben verwendete er seinen vertrauten Adjutanten, den Hauptmann von Platen. Häufig schrieb der Feldmarschall an den

Generallieutenant von Winterfeld, den Feldmarschall Keith, den Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder unseres Königs, und den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, von denen er dann auch viele Briefe wieder erhielt, welche ich in besondere Fascikel einheften mußte. Die Briefe an Se. Majestät den König schrieb und siegelte er selbst, wie ich auch die darauf ertheilten Antworten nie zu Gesicht bekam. Hatte ich die mir dictirten Briefe beendet, so las mein Herr dieselben durch und unterzeichnete sie, worauf ich dann das Couvertiren, Zusiegeln und Adressiren besorgte. Auch die Briefe an die Amtleute, Rendanten und Förster seiner großen, in Pommern gelegenen Besitzungen mußte ich besorgen. Bei solchen Geschäftsbriefen wurde mir meistens nur ganz kurz der ungefähre Inhalt derselben mitgetheilt, worauf ich die Briefe selbst abfaßte, die dann, wenn das Geschriebene gelesen und gebilligt war, von dem Feldmarschall unterzeichnet wurden. In den ersten Wochen konnte ich nicht recht dahinter kommen, wie ich diese Briefe stylisiren mußte, so daß ich sie gewöhnlich noch einmal zu schreiben hatte, weil ihre Form oder auch der Sinn meinen Herrn nicht befriedigte; zuletzt aber bekam ich darin eine solche Routine, daß

dies fast nie wieder vorgekommen ist. Dergleichen Arbeiten währten gewöhnlich bis zwölf Uhr Mittags, dann wurde gegessen, worauf ich Nachmittags einige Stunden ausging, Schlittschuh lief oder auch ausritt, mochte Wind und Wetter noch so rauh und schlecht sein. Ich unternahm diese Ritte, zu denen mir der Stallmeister ein kleines polnisches Pferd satteln ließ, absichtlich, um mich besser an das Reiten und die kommenden Strapazen des Feldlebens zu gewöhnen — konnten wir doch jeden Tag erwarten, daß die Winterquartiere aufgehoben wurden, und wir in das Feld marschiren mußten. Am Abend besorgte ich das Rechnungswesen, welches mich in der Regel einige Stunden in Anspruch nahm, schrieb Alles genau auf und controlirte die Ausgaben sorgfältig. Dies gefiel dem Herrn Feldmarschall besonders gut, denn er selbst legte einen sehr großen Werth auf Geld und Erwerb, und wollte gern ein möglichst großes Vermögen für seine Familie hinterlassen. Hierin ging er mitunter doch etwas zu weit.

Wenn ich auch sonst über nichts zu klagen hatte, und namentlich mein Herr selbst stets voller Güte und Freundlichkeit für mich war, so wollte mir das Leben im Feldlager, besonders anfänglich,

bevor ich mich daran gewöhnt hatte, doch gar nicht sonderlich gefallen. Diese ewige Unruhe, dies beständige lärmende Treiben, welches jegliches ruhige Selbststudium ganz unmöglich machte, waren für mich, der ich Stille, Frieden und Ruhe liebte, gar nicht angenehm. Auch der stete Umgang mit den Herren Officieren, auf den allein ich angewiesen war, wollte mir besonders anfänglich gar nicht behaglich dünken. Tapfere Kriegsmänner, voller Treue und Ergebenheit für ihren König und Herrn, und jeden Augenblick bereit, ihr Blut für die Ehre der preußischen Fahne zu vergießen, waren diese Herren sicherlich, allein trotzdem wollte mir doch bei manchen von ihnen Vieles gar nicht gefallen. Mehrere derselben waren sehr roh und ungebildet, und hatten, außer für ihren Beruf, und für Karten, Wein und liederliche Frauenzimmer, für nichts Höheres das mindeste Interesse. Sie führten in ihren Reden oft so abscheuliche Flüche oder so gemeine Zoten, daß ich mir gar gern die Ohren hätte zuhalten mögen, um nur nichts zu hören, und bedienten sich häufig Ausdrücke, deren sich ein Troßknecht hätte schämen sollen. So viel ich es nur irgend konnte, ohne aufzufallen, floh ich stets den Umgang dieser Menschen. Eine an-

derer Theil der Officiere betrug sich äußerst hochmüthig und abstoßend gegen mich, weil ich keine Uniform, sondern nur ein einfaches Civilkleid trug, und dazu nicht einmal von Adel war. Hätte ich doch fast in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Haynau einen ärgerlichen Streit mit einem Cornet von den Dragonern, einem vornehmen Edelmann aus Schlesien, bekommen, der geradezu erklärte, er achte es unter seiner Würde, mit einem bürgerlichen Civilisten an einem Tische zu essen. Der Adjutant des Feldmarschalls Graf Schwerin, der Hauptmann von Platen, nahm sich meiner aber sehr energisch an nnd verwies in scharfen Worten dem Cornet seine Ungezogenheit. Eine noch glänzendere Satisfaction erhielt ich aber einige Tage später von dem Feldmarschall selbst, der von dieser Angelegenheit erfahren hatte. Er war bei der Tafel besonders artig gegen mich und unterhielt sich vorzugsweise mit mir, würdigte aber den Cornet, der, weil er die Escortemannschaft augenblicklich befehligte, auch mit zu Tisch geladen war, wie dies die Sitte vorschrieb, gar keines Wortes. Nach beendigter Mahlzeit rief er ihn in eine Ecke und hielt ihm leise eine längere Rede, die für den Cornet aber nicht sehr erfreulich gewesen sein

muß, denn ich sah, wie er vor Zorn und Scham wiederholt die Farbe wechselte. Es gab übrigens im Heere auch eine große Zahl sehr angenehmer und dabei auch gebildeter Officiere, mit denen sich wohl ein guter persönlicher Verkehr unterhalten ließ, besonders als ich mich erst mehr an ihre militärischen Formen gewöhnt hatte. Im Allgemeinen aber wird ein Feldlager niemals einen besonders angenehmen Aufenthalt für einen bloßen Stubengelehrten, wie ich war, darbieten, denn der Gott Mars regiert doch zu ausschließlich daselbst, als daß die Göttin Minerva den ihr sonst gebührenden Rang behaupten könnte.

Während der Monate Februar und März mußte ich meinen Herrn wiederholt auf Reisen, die er unternahm, um die in Schlesien im Winterquartiere stehenden Truppen seines Corps zu inspiciren, begleiten. Ich trug auf diesen Reisen, die ich vielfach zu Pferde machte, denn bei den theilweise grundlosen Wegen war mit dem Wagen gar nicht durchzukommen, einen langen blauen Rock von militärischem Schnitt, aber natürlich ganz ohne militärische Abzeichen, schwarze Hosen von Sammetmanchester, hohe Reitstiefel und einen kleinen dreieckigen Hut mit einer preußischen Cocarde, dazu einen Schleppsäbel, während

im Holfter meines Sattels ein Paar sehr gute Pistolen steckten, welche mir der Baron von Bielfeld beim Abschied geschenkt hatte, sah also halb wie ein Militär, halb wie ein Civilist aus, wie ja auch meine Stellung eine halb militärische und halb civilistische war. So hatte ich das Gefühl, meinem König mit den mir von Gott verliehenen Gaben am besten dienen zu können.

Anfangs April ward in unserem Hauptquartier schon Alles sehr lebendig, und wir rüsteten uns, um jeden Tag in das Feld marschiren zu können. Der Feldmarschall hatte befohlen, daß ich stets ein Reitpferd aus seinem Marstalle reiten, der kleine Koffer aber, der meine wenigen Bagagestücke enthielt, auf dem Küchenwagen mitgefahren werden solle. Bevor wir in das Feld zogen, erklärte mein Herr sich übrigens mit meinem bisherigen Dienst zufrieden, und schenkte mir als besondere Belohnung zehn blanke Ducaten, um mich besser für das Feld ausrüsten zu können.

Am 14. April kam in der Nacht der königliche Feldjäger an, der den Befehl zum Aufbruch brachte, und schon am nächsten Morgen marschirten unsere Truppen ab, um den blutigen und ewig denkwürdigen Feldzug des Jahres 1757 zu beginnen. Ich blieb noch einen Tag in Hay=

nau, um dort Geschäfte zu besorgen und alle Rechnungen über den Aufenthalt des Feldmarschalls abzuschließen und zu bezahlen, und ritt dann meinem Herrn nach. Bemerken will ich hier übrigens gleich, daß der Herr Graf Schwerin bei wiederholten Gelegenheiten gegen mich und andere Personen die feste Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß er in diesem Feldzuge auf dem Bette der Ehre fallen und sein Leben für seinen Herrn und König opfern würde. Er hatte auch schon alle Voranstalten für den Fall seines plötzlichen Todes getroffen. Sein Testament war gemacht und erst in der letzten Zeit wieder mit mehreren Codicillen versehen worden. Ebenso waren alle seine Rechnungen berichtigt, wie er auch eine Verfügung getroffen hatte, was mit seinen hinterlassenen Papieren zu machen sei. In mehreren Briefen, welche er mir in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Haynau an verschiedene Freunde dictirt hatte, nahm er förmlich Abschied von diesen und sprach die feste Ueberzeugung aus, daß er nicht lebendig aus diesem Feldzuge wieder zurückkehren werde.

Wir zogen nun über Trautenau und Nachod nach Böhmen, wo wir am 19. April einrückten. Viele böhmische Bauern waren bei unserem Er=

scheinen geflohen, und die Häuser und Dörfer standen verlassen. Zwar war unseren Truppen die strengste Mannszucht und die unbedingte Schonung des Privateigenthums der Feinde anbefohlen worden, allein bei den sehr vielen wilden und rohen Burschen, die im Heere dienten, konnte es doch nicht fehlen, daß wiederholt Plünderungen und andere Excesse vorkamen. Der Feldmarschall war jedoch sehr streng darin und strafte alle Vergehen, die er erfuhr, mit fester Schonungslosigkeit. Zwei Soldaten vom Regiment Anhalt, die dabei ergriffen worden waren, daß sie das Haus eines böhmischen Bauern geplündert und die Tochter dann genothzüchtigt hatten, wurden standrechtlich zum Tode verurtheilt und am Abend noch erschossen. Ich sah ein, daß solche Strenge unbedingt nothwendig sei, und doch machte es auf mich einen höchst peinlichen Eindruck, als ich die beiden Unglücklichen auf dem Sandhaufen stehen und die Schüsse blitzen sah, die ihrem jungen Leben ein so schreckliches Ende brachten. Später, im Verlauf des langen Krieges, gewöhnte ich mich auch hieran, wie überhaupt an blutige Scenen immer mehr, denn die Gewohnheit stumpft zuletzt gegen alles Derartige ungemein ab.

Welch ein schönes, fruchtbares, von der Schöpfung in Allem reich gesegnetes Land war doch das Königreich Böhmen, in welches wir jetzt immer tiefer einmarschirten! Hügel und Thäler, Wälder und Felder, klare Flüsse und große Teiche, kurz Alles, was eine Gegend nur anmuthig und fruchtbar machen kann, war in reichstem Maße vorhanden. Und doch schien mir viel Armuth und Elend unter der Bevölkerung zu herrschen und, ganz abgesehen von den Leiden des Krieges, der Wohlstand nicht so allgemein verbreitet zu sein, wie dies in unseren meisten altpreußischen Provinzen, wenn deren Boden nur nicht allzu schlecht ist, der Fall ist.

Am 4. Mai ging das Heer des Feldmarschall Grafen Schwerin, welches an 50,000 ausgesucht guter Truppen stark war, auf mehreren Schiffbrücken über die Elbe, die hier nur noch ein kleiner, unbedeutender Fluß ist. Wir blieben die Nacht in Brandis, in einem großen alterthümlichen Schloß, welches zum Quartier genommen wurde.

Mitten in der Nacht ließ mein Herr, der nicht einschlafen konnte, mich rufen und dictirte mir mehrere Stunden lang verschiedene Briefe in deutscher und französischer Sprache, die er

dann unterschrieb, worauf ich sie durch einen Courier, der, vom königlichen Hauptquartier kommend, nach Schlesien ging, befördern mußte. Es war bei dieser Beschäftigung der helle Morgen schon angebrochen, so daß ich gleich zu Pferde steigen und fortreiten konnte.

Daß es in den nächsten Tagen sicher zu einer Hauptschlacht kommen würde, war vorauszusehen und die verschiedenen Officiere unseres Hauptquartiers, mit denen ich ja stets zusammen wohnte und aß, machten auch gar kein Hehl daraus.

Da manche dieser Herren der Feder nicht sehr gewachsen waren, indem ihr Beruf ihnen meist von frühester Jugend an das Schwert in die Hand gegeben hatte, so baten sie mich häufig, ihren letzten Willen niederzuschreiben, oder Briefe, die im Fall ihres Todes abgesendet werden sollten, aufzusetzen, welche sie dann unterschrieben und mir zur Aufbewahrung übergaben. So viel es nur irgendwie meine Zeit erlaubte, suchte ich dergleichen Bitten zu erfüllen.

Am 6. Mai vereinigte sich das Heer des Feldmarschall Grafen Schwerin unweit Prag mit

dem Heere, welches unser König Friedrich aus Dresden hieher geführt hatte.

Da der österreichische Feldmarschall Graf Brown, der das feindliche Heer befehligte, in einer sehr festen Stellung auf den Höhen vor Prag stand, so konnte wahrscheinlich der blutige Kampf schon an diesem Tage beginnen. Am frühen Morgen, als kaum noch die Sonne aufgegangen war, ließ mich mein Herr zu sich in das Zelt, in dem er die Nacht verbracht hatte, kommen. Zu meiner großen Verwunderung fand ich ihn schon vollständig barbirt, gepudert und frisirt und in die Uniform eines königlich preußischen Feldmarschalls, mit dem Sterne des Schwarzen Adlerordens auf der Brust, gekleidet. Er sah sehr heiter aus, reichte mir wohlwollend die Hand, was er sonst nie that, und sagte:

„Nun, heute wird Er wahrscheinlich das Schauspiel einer großen Bataille sehen können. Sieht Er, wie ich mich schon dazu geputzt habe? Der österreichische Feldmarschall Graf Brown, welcher uns gegenüber commandirt, ist ein alter guter Bekannter von mir und ein sehr tapferer und umsichtiger Kriegsmann, und ein preußischer General, der gegen ihn in's Feld zieht, muß

ihm zur Ehre schon seine beste Uniform und seinen höchsten Orden anlegen."

Nun gab mir der Herr Graf noch mehrere Befehle und verfügte, daß ich mich während der Bataille mit seinem Gepäck bei dem Haupttrain des Heeres, der eine starke Bedeckung erhielt, aufhalten sollte.

Während er noch so mit mir sprach, kam sein persönlicher Adjutant, der Hauptmann von Platen, und meldete, daß die Pferde vorgeführt wären und man nur schnell aufsitzen möge, da eine Husarenpatrouille schon gemeldet habe, Se. Majestät der König sei in Hostawitz angekommen.

„Also vorwärts zum Siege!" rief scherzend der Feldmarschall, ging aus seinem Zelt und schwang sich trotz seines hohen Alters mit fast jugendlicher Leichtigkeit in den Sattel des großen braunen Engländer, denn er ritt. „A revoir, mein Lieber, also führe Er mir aus, was ich Ihm befohlen habe," waren die letzten Worte, die er mir aus dem Sattel zurief, worauf er, dem Rosse die Sporen gebend, in kurzem Galopp davonsprengte. Auch die übrigen Officiere seines Stabes nahmen noch Abschied von mir; und besonders der Hauptmann von Platen, der mein

besonderer Gönner gewesen war, reichte mir von seinem Fuchs herab recht herzlich die Hand, worauf er dann auch fortjagte.

Ich kann gar nicht beschreiben, welch' verschiedene Gefühle mich in diesem mir unvergeßlichen Augenblicke ergriffen. Ich kam mir fast wie ein Feigling vor, daß ich als junger kräftiger Mann weit von jeder Gefahr entfernt blieb, während der Feldmarschall Graf Schwerin, ungeachtet seines greisen Hauptes, mit frischem Jugendmuth gegen die Feinde ansprengte. Wirklich, es war mir, als müsse auch ich ein Gewehr ergreifen und mich dem ersten besten preußischen Regimente, welches jetzt mit festem Schritt vorbei marschirte, als gemeiner Musketier anschließen. Dann aber bedachte ich wieder, daß ich in der Art doch nichts nützen, und auch nur ausgelacht oder fortgejagt werden könnte, und daß es meine heiligste Pflicht sei, das Vertrauen, welches mein Herr, der Feldmarschall, in mich gesetzt hatte, auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Konnte ich doch somit auch nach meinen Kräften und Fähigkeiten der Sache meines Vaterlandes nützen.

Das Erste, was ich nun that, war, mich in dem Zelte des Feldmarschalls auf die Kniee zu

werfen und unsern Schöpfer anzuflehen, daß er den preußischen Waffen seine Gnade zuwenden und ihnen den Sieg verleihen möge. Galt es doch die Rettung unseres theuern Preußenlandes!

Die Bedienten des Grafen, welche das Zelt abbrechen wollten, unterbrachen mich in diesem Gebete. — So raffte ich denn alle Sachen und Scripturen zusammen, um sie auf den Packwagen zu laden, vor welchen auch die Pferde gespannt wurden, um desto schneller den Rückzug antreten zu können, wenn sich wirklich das Glück der Waffen gegen uns erklären sollte. Auch sonst Alles brachte ich in Ordnung und bestieg dann mein polnisches Rößlein, um auf einen Hügel, der kaum eine Viertelstunde von dem Aufstellungsplatz der Bagagewagen lag, zu reiten.

Ein Feldprediger und ein Officier der Wache schlossen sich mir an, da wir hofften, von der Spitze dieses Hügels wenigstens einen Theil der Schlacht mit ansehen zu können. Da ich eines der Fernröhre, welche der Graf hatte, bei mir führte, so konnte ich in die größte Weite sehen.

Das Schauspiel, welches wir von der Kuppe dieses Hügels übersahen, war ungemein großartig.

Vor uns auf den Höhen von Sattalize konnte ich mit meinem Fernrohr die Linien der Oesterreicher ganz deutlich erkennen. Die weißen Röcke ihrer Infanterie und schweren Cavallerie schimmerten in dem hellen Glanz der Sonne des Maimorgens ungemein scharf aus dem frischen Grün der Saatfelder, in denen sie standen, hervor. Auch die blanken Rohre von vielen Geschützen, die in starke Batterien zusammengefahren auf diesen Hügeln standen, waren leicht erkenntlich.

Es mußte wirklich ein furchtbares Stück Arbeit für unsere braven Truppen sein, wenn sie die starken Positionen, auf denen die Feinde standen, erstürmen sollten, und meine Zuversicht sank gar sehr, als ich die festen Stellungen erblickte. Vor diesen Höhen lagen weite hellgrüne Flächen, die wir aus der Ferne für Wiesen hielten. Leider waren es aber Sümpfe, die nur auf schmalen Dämmen passirt werden konnten, und gerade dieser Umstand erschwerte uns den Sieg so sehr und erforderte eine Menge Opfer.

Vor dieser grünen Fläche sahen wir nun die langen dunkelblauen Linien der preußischen Infanterie aufmarschiren. Oft blitzten die Bajonnette

wie ein Strahlenmeer, und die Sonne schien hell auf die blanken Blechmützen der Grenadiere. Auch Kavallerie-Regimenter ritten hin und her, und ich konnte deutlich die braunen Werner'schen und die weißen Puttkammer'schen Husaren unterscheiden. Wie es ihre Gewohnheit war, scharmützelten sie schon mit den ungarischen Husaren umher, und mit dem Fernrohr konnte man die einzelnen Reiter ganz deutlich gegen einander heranjagen sehen. Einzelne Regimenter vom Corps des Feldmarschalls Schwerin, die weiter zurückgestanden hatten, marschirten mit festem Tritt dicht an dem Fuß des Hügels, auf dem wir standen, vorüber, um in die Schlachtreihe einzurücken. Scharf rasselten die Trommeln, und grell quiekten die kleinen Flöten der Querpfeifer; dazwischen die Commandoworte, ja auch wohl die Flüche der Officiere, welche die mitunter vom langen Nachtmarsch schon ermüdeten Soldaten zu rascheren Schritten aufmunterten. Mitunter sangen die marschirenden Regimenter auch, und es machte einen erhebenden Eindruck auf mich, wenn ich diese mit fröhlichen Liedern in die blutige Schlacht ziehenden Soldaten meines Königs ansah.

Gegen neun Uhr Morgens erscholl der erste

Kanonendonner, der langsam und fast feierlich zwischen den Bergen hinrollte und als lautes Echo wiederkehrte. Bald darauf antworteten auch die österreichischen Batterien, und der Kampf entbrannte nun mit voller Kraft. Leider sammelte sich in sehr kurzer Zeit ein dicker Pulverdampf in dem Thalkessel und entzog uns somit den Ueberblick der Schlacht.

Wir verließen nun den Hügel wieder, und ich ritt nach dem Platze, auf den das Gepäck des Feldmarschalls Grafen Schwerin aufgefahren war, um mich bei diesem aufzuhalten, wie die mir gewordenen Befehle lauteten. Der Kanonendonner tobte jetzt so arg, daß zuweilen die Erde unter unseren Füßen erzitterte. Bald zeigten sich auch die ersten Opfer dieses blutigen Tages. Theils auf Bahren getragen, theils sich mühsam auf den eigenen Beinen fortschleppend, langten zuerst einzelne, dann aber immer zahlreichere Verwundete bei uns an, um sich auf den großen Verbandplätzen, die dicht neben uns eingerichtet waren, verbinden zu lassen. Viele dieser Verwundeten bluteten sehr, und ihre Wunden sahen so schrecklich aus, daß ich es gar nicht mit ansehen konnte. Manche Soldaten klagten und jammerten vor Schmerz, andere waren ruhig und ertrugen ihre

Leiden mit großer Standhaftigkeit. Was der Krieg für ein furchtbares Uebel für die Menschheit ist, und wie sehr er die Sitten verwildert und das Gute verhindert, konnte ich jetzt auf diesem Platze so recht erkennen. Immer zahlreicher und zahlreicher wurden nun die aus der Schlachtreihe kommenden Verwundeten, und diese behaupteten, es sei ganz unmöglich, daß unsere Truppen den Sieg erkämpfen könnten, da die Stellung der Oesterreicher zu stark sei, um sie zu erstürmen. Was wir aus der Ferne für Wiesen gehalten hätten, wären Sümpfe, welche man nicht betreten könnte, und so müßten die Regimenter auf den schmalen Dämmen vorwärts stürmen, wo die Kartätschensalven der Oesterreicher gleich ganze Rotten zusammenschmetterten. Das waren nun freilich sehr traurige Nachrichten. Auch einzelne unverwundete Flüchtlinge ließen sich mitunter sehen, doch war ihre Zahl noch gering, und sie wurden von den Officieren und Soldaten der Stabswache sogleich wieder gesammelt. Ein Kerl wollte sich dies nicht gefallen lassen und rief laut aus: „Mit dem Könige von Preußen ist's nun vorbei, und so ist es am besten für uns, wenn wir Alle davonlaufen, denn hier giebt's doch nichts mehr zu holen!" Ein

alter Hauptmann der Stabswache, der schon seit Mollwitz einen hölzernen Fuß trug, daher er auch nicht mit in Reih' und Glied marschiren konnte, ergrimmte über diese Worte des elenden Feiglings so sehr, daß er seinen Degen jenem sogleich durch die Brust stieß, dabei ausrufend: „Du Schuft, da hast Du Deinen Lohn für solche Schandrede!" Auch auf andere Flüchtlinge, welche nicht gleich stehen und Ordre pariren wollten, wurde mit den flachen Klingen losgeschlagen, und einige Dragoner, die sich bei uns befanden, erhielten Befehl, Alle sofort nieder zu schießen oder nieder zu hauen, welche feiger Weise entweichen wollten.

Von den verwundeten Officieren, welche zurückkamen, um sich verbinden zu lassen, sprachen die meisten auch äußerst niedergeschlagen und meinten, es sei reine Unmöglichkeit, den Sieg zu erkämpfen und die Oesterreicher von ihren steilen Höhen zu vertreiben, und der König würde hart für seine Verwegenheit, unter solchen für uns sehr ungünstigen Verhältnissen eine Schlacht begonnen zu haben, büßen müssen.

Das waren schreckliche Worte für ein patriotisches Ohr, und die Thränen quollen mir aus den Augen. Dabei erfreute mich aber auch der

Heldenmuth sehr vieler Officiere sowie auch mancher Soldaten ungemein. Diese braven Männer achteten kaum ihrer Wunden und Schmerzen, sondern ließen sich nur in größter Eile leicht verbinden, um nicht zu verbluten, griffen dann wieder zu ihren Waffen und stürmten oft erneut in das Schlachtgetümmel zurück, dabei ausrufend: „Wenn wir nicht siegen können, so wollen wir wenigstens als brave Soldaten sterben. Preußische Regimenter dürfen sich von den Oesterreichern niemals in die Flucht schlagen lassen!“

Das waren doch noch echte Preußen und wahre Soldaten meines großen Königs, und ich fühlte mitunter wirklich Neid, daß ich nicht auch wie diese handeln und mit der Waffe in der Hand in die Schlachtreihe stürzen konnte.

Gegen elf Uhr Morgens, nachdem wir schon einige schreckliche Stunden in der größten Aufregung und der spannendsten Ungewißheit verlebt hatten, kam plötzlich ein Adjutant des Feldmarschalls Grafen Schwerin, aus einer tiefen Stirnwunde blutend, angaloppirt und schrie mir schon von der Ferne zu:

„Oh! das Unglück, Herr Doctor — wissen

Sie es noch gar nicht? — Unser Feldmarschall ist erschossen und liegt als Leiche am Boden."

Kaum wollte ich meinen Ohren trauen, als ich diese Schreckenskunde vernahm, und eilte auf den Officier zu, um ihn näher darüber auszufragen.

Dieser war aber von dem Blutverlust seiner Wunde so ermattet, daß er in eine Ohnmacht fiel und mir keine Antwort mehr geben konnte. Inzwischen hatten auch andere zurückkehrende Verwundete bereits die Nachricht verbreitet, daß unser Feldmarschall, von fünf feindlichen Kartätschenkugeln getroffen, schon todt, sein persönlicher Adjutant, Hauptmann von Platen, aber schwer verwundet sei.

Als diese Nachricht sich immer mehr bestätigte, so daß an ihrer Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln war, da stürzten mir die Thränen so aus den Augen, daß ich eine Zeit lang alle Sprache verloren hatte. Auch die Bedienten und alle übrigen Leute des Feldmarschalls weinten laut und riefen: „Welch ein Unglück ist dies für uns Alle, denn solch einen gütigen Herrn bekommen wir niemals wieder," und noch viele ähnliche Schmerzensausrufungen waren hörbar. Viele Officiere und Soldaten der

Stabswache klagten ebenfalls vernehmlich, und der Oberst, der sie befehligte, sagte: „Der Verlust des Herrn Feldmarschalls Grafen Schwerin ist für unsern gnädigen König größer als der einer verlorenen Schlacht, denn einen besseren General, wie der war, wird es im preußischen Heere niemals geben.“

Mit einem Officier, der ebenfalls verwundet war, sich aber doch wieder zu den Kämpfenden zurückbegeben wollte, ritt ich nun zu der Stelle hin, wo mein erschossener Herr liegen sollte. Dabei kam ich nun immer mehr auf die eigentliche Kampfstätte, und einzelne feindliche Kanonenkugeln flogen mir schon hoch über den Kopf weg. Ich hörte aber auch die freudige Kunde, daß die feindlichen Linien überall zurückgedrängt wurden, die Unserigen unwiderstehlich vorwärts schritten und, wenn nicht noch besondere Umstände ungünstig einwirken würden, die Schlacht als so gut wie gewonnen zu betrachten sei.

Wenn irgend etwas meinen tiefen Schmerz lindern konnte, so war es diese unverhoffte Siegesnachricht.

Prinz Heinrich, der würdige Bruder unseres großen Königs, hatte wesentlich zu dem Gewinn

der Schlacht bei Prag beigetragen. Er befehligte den rechten Flügel unseres Heeres und hatte, ohne erst die weiteren Ordres abzuwarten, mit solcher Schnelligkeit und Kraft die Oesterreicher angegriffen, daß diese dadurch zum Rückzug genöthigt wurden.

Es ist doch ein edles, stolzes Heldengeschlecht, das Hohenzollern'sche, welches jetzt auf Preußens Königsthron sitzt, und wenn ich auch den ganzen Lauf der Geschichte bis in die ältesten Zeiten verfolge, finde ich nirgends seines Gleichen.

Die Leiche meines Herrn, des Feldmarschalls, fand ich unter einem Baume, etwas abseits von der Kampfstätte liegen, wohin man sie getragen hatte. Ein Stabsarzt, mehrere Officiere, von denen einzelne auch leicht verwundet zu sein schienen, und einige Soldaten standen umher. Die Uniform war von Kugeln durchlöchert und ganz mit Blut überdeckt, denn fünf Kartätschen hatten ihn in die Brust und in den Unterleib getroffen, so daß er, auf der Stelle todt, lautlos vom Pferde gestürzt war. Sein Gesichtsausdruck war ein ruhiger und friedlicher.

Die heldenmüthige Art seines Todes ist bekannt. Die Bataillone der Regimenter Graf

Schwerin, Kreuzen, Fouqué, welche bestimmt waren, auf dem schmalen Damme durch die Sümpfe die Stellung der Oesterreicher zu erstürmen, hatten durch die mörderischen Kartätschensalven zu sehr gelitten und waren in Unordnung zurückgewichen. Sowie der Feldmarschall, der unmittelbar vor diesem Damm hielt, dies sah, sprengte er unter die Haufen der Fliehenden und rief mit lauter Stimme: „Pfui der Schande! — Seid Ihr keine Preußen mehr, Ihr wollt fliehen?" In demselben Augenblick wird der Stabscapitän von Rohr, der die Fahne vom zweiten Bataillon des Schwerin'schen Regiments aus der Hand des schon erschossenen Fahnenträgers genommen hatte, ebenfalls schwer verwundet, so daß er zusammensinkt; der Feldmarschall, dies sehend, nimmt die Fahne aus dessen Hand zu sich auf das Pferd, und sie hoch in der Rechten schwingend, daß der Adler weithin sichtbar war, ruft er laut aus: „Vorwärts Soldaten, folgt mir nach!" Kaum hat sein Pferd aber einige Schritte gemacht, so erhält er den Kartätschenschuß und stürzt, die Fahne in der Hand haltend und diese mit seinem Blute röthend, aus dem Sattel.

So starb mein Herr, der Feldmarschall Graf

Schwerin, in der ewig denkwürdigen, von uns Preußen zuletzt so glänzend gewonnenen blutigen Schlacht bei Prag, am 6. Mai des Jahres 1757.

Kann ein preußischer General wohl eines ruhmvolleren Todes sterben?!

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

---

2 - 55
45
35
30
10
3
24

4 - 02